Haß

Antwort deutscher Dichter auf Versailles

Haß

Antwort deutscher Dichter auf Versailles

Haß

Antwort deutscher Dichter auf Versailles

Herausgegeben von

Reinhold Eichacker

Universal-Verlag / München

Haß

Antwort deutscher Dichter auf Versailles

Herausgegeben von

Reinhold Eichacker

Universal-Verlag / München

Druck von Gustav Pritz & Co., Leipzig-Stö.

Zum Geleite.

Haß, unauslöschbarer Haß flammt um Deutschlands geöffnete Grenzen. Haß loht im Osten, im Süden und Westen.

Haß giert aus den Augen verhungernder Polen. Größenwahn und Raublust lebt in diesem Hasse, Neid des vom Schicksal Verfolgten, Neid auf den tüchtigen Nachbarn. Wolfshaß, der wütend zerreißt, wenn dem Opfer die Waffen zerbrachen. Haß der Hyänen, der kampflos sein Aas sucht. Er wartet aufs Dunkel.

Haß flammt im Westen aus Englands Diktaten. Haß des Tyrannen, dem Widerstand Hohn dünkt. Neidhaß des Krämers, der Wettbewerb fürchtet und nur an den Tag denkt, der jenen vernichtet. Stumm schafft der englische Haß, aber zäh und zerstörend. Lüge, Verleumdung und Drohung verscheuchen die Freunde und Kunden des Gegners. Wegelagerer, Irregeleitete hetzt er

dem Feinde entgegen, — bevor er selbst zuschlägt, als ringsum die Saat schießt und nirgends ein rettender Richter sich meldet.

Haß flammte drohend vom sonnigen Süden. Haß gegen Österreich, den Erbfeind, sprang über auf Deutschland, das manchmal geliebte. Haß, der mehr Eifersucht war über Treue zu Österreich. Haß, dem kein Mittel zu schamlos. Haß, der den Freund mit dem Feinde zugleich schlägt. Nun „felix Austria" hinsiecht, verglomm auch die Haßglut.

Alle hassen sie uns, die, geeint durch den Haß, uns bekämpften. Unseren Besitz, unsere Kraft, unser Können und unsere Freundschaft hassen sie, je nach Gesinnung und Zielen. Ein Volk jedoch, ein einziges nur, haßt uns um unseres Wesens, haßt uns, nur weil wir noch leben. Haßt uns Jahrhunderte lang unvermindert und maßlos, haßt mit sadistischer Blutgier und tierischer Wildheit, haßt uns im Leben und haßt noch den Toten. Frankreich! Neben Frankreichs fanatischem Haß sind die Flammen der anderen schwelende Fackeln. Kein Volk der Erde vermag seinen Feind so zu hassen, wie Frankreich. Kein Volk der Welt ist so Bestie geblieben, nur Haß sein zu können, wie das der Franzosen.

Versailles! In Flammenschrift glüht dieses Wort heut vom Himmel und brennt in den

Herzen. Blutrot, wie Tränen ermordeter Kinder. Rauchschwaden, Trauerfahnen wehen wie Wolken vorbei. Qualm verbrannter Ruinen, zerrissene Seufzer. Versailles! Man müßte das schwache Wort „Haß" auslöschen aus allen Sprachen der Welt und es ersetzen durch dies eine: Versailles! Haß schreit aus jeder der Silben Versailles! Haß, der auf ewig die Welt ketten will in der Gier nach Zerfleischung. Haß, dessen Funken stets wachsende Brände entzünden und Völker vernichten. Haß, dessen Wut wieder Haß zeugen muß, wo sein Samenkorn hinfällt. Haß, der das Hassen selbst Deutschland gelehrt hat, das nie hassen konnte. Furor teutonicus, ehrlicher Kampfzorn, flammte in Deutschland. Ritterlichkeit gegen offenen Feind lehrte Deutschland den Krieger, von jeher bis heute. Ritterlichkeit, — obwohl wir dies Wort nicht so häufig gebrauchten, wie Frankreich es stets tat. Weil wahrhaft Gefühltes, weil Selbstverständliches, Angeborenes sich nicht eignet zur — Phrase.

Haß war uns fremd. Heute hassen auch Deutsche. Hassen mit ganzer Kraft und von innerster Seele. Aber ihr Hassen gilt niemals dem Menschen, dem Feind, nicht Besitz oder Macht, nicht Tüchtigkeit oder Freundschaft. Dieser Haß ist nicht tierisch genug, um zum Bluthaß zu werden. **Wir Deutsche hassen den — Haß!**

Wir hassen das Tier in uns Menschen, das wieder hervorbrach. Wir hassen den Geist der Vernichtung, des Wahnsinns, der Feindschaft, der überall wütet und Menschheitskultur zum Phantom macht!

Wir Deutsche hassen den Geist von Versailles! Und wenn dieser Haß — mehr als London — Paris trifft, so nur, weil aus Frankreich der Haß kam, weil Frankreich sein Herd war, weil Frankreich Versailles ist. Keinen Menschen gilt unser Haß, wenn wir auch manchmal die Menschen zu hassen vermeinen. Käme uns je ein Franzose entgegen mit dem Herzen des Inders Rabindranath Tagore, wir würden ihn niemals zu hassen vermögen. Aber dies Herz, selbst die Sehnsucht nach ihm, fehlt Frankreich. Wir hassen den Haß unserer Feinde.

Haß flammt von drüben, Haß antwortet aus Deutschland. Haß soll dies Buch heißen!

*

Dichter sollen Spiegel der Seele sein. Wir deutsche Dichter dürfen heute nur eine Pflicht kennen: die Seele der Erde zu spiegeln! Spiegel müssen wir sein, als ein Werkzeug der Wahrheit, Spiegel als Geist der Erkenntnis und eignen Besinnung, Spiegel als Klä-

ger und Spiegel als Mahner. Und so soll dies Buch die Antwort der deutschen Erzähler enthalten, in dem es den Haß unserer Todfeinde spiegelt. Wie dieser Haß in die Seele des Deutschen sich eingrub, und durch tiefstes Deutschsein ins Herz deutscher Dichter, soll dieses Werk zeigen. Nicht aus dem flackernden Auge wildfiebernder Kranker, Verhetzter und Irrer soll Inland und Ausland das Bild Deutschlands lesen, nicht aus dem Munde versklavter Weltschwärmer soll man sie mehr hören. Deutsche Dichter, die geistigen, seelischen Führer des Volkes, sollen sie geben im Spiegel der Dichtkunst. Was in der Seele des Volkes sie lasen, was selbst sie in innerster Seele empörte, fand Bild hier und Ausdruck. Haß, Zorn und Trauer ergaben die Farben. Haß, Zorn und Trauer erzwangen den Aufschrei. Und dennoch, wer tiefer zu lauschen versteht, der wird aus dem heißesten Hassen noch hören — den Mahnruf zur Liebe!

Dies Buch wird ein Ankläger sein. Nach gutdeutscher Sitte gehe der eigenen Klage die eigene Beichte voraus. „Ein deutsches Credo" nannte Jos. Aug. Lux seine Abrechnung mit uns selbst. Mit offenem Blick für eigene Schuld wollen wir Schuld unserer Feinde verklagen. Nicht mit jenem erlogenen und erpreßten Schuldbekenntnis eines Versailler Diktates wollen wir Dichter dies

Buch eröffnen, sondern mit wahrem Bekenntnis der eigenen Lauheit, des eigenen Irrtums, des mangelnden Deutschtums!

Man wird diese Anklage, der sich Österreich und Bulgarien als Mitopfer Frankreichs und Englands anschlossen, als „haltlose Dichtung", als „künstliche Mache", leicht abweisen wollen. Und deshalb mögen erst Tatsachen sprechen, bevor wir beginnen. Eine Amerikanerin, Ray Beveridge, eine Angehörige jenes Volkes, das, verhetzt, ausgenutzt und belogen von unseren Feinden und seinen eigenen Führern, uns Deutschen den Fangstoß gegeben, hat kürzlich den Mut zu der Wahrheit gefunden. Im Münchner Löwenbräukeller, vor Tausenden deutscher Zuhörer bestätigte sie aus eigener Wahrnehmung, was wir Deutsche schon wußten. Bestätigte, was so unerhört grausam, so undenkbar teuflisch erscheint und doch nur ein winziger Teil dessen ist, was wir Deutsche erdulden. Der nüchterne Bericht der „Münchner Neuesten Nachrichten" Nr. 81 vom 24. Februar 1921 über einen Teil dieses Vortrages möge sprechen und zeugen.

Ray Beveridge sagte:

„In Wiesbaden, gleich hinter dem Hauptquartier des französischen Kommandeurs, ist eine kleine

Gasse, in der Freudenhäuser der Schwarzen, Schande- und Märtyrerhäuser der Weißen, eröffnet worden sind. Dicht gedrängt und ungeduldig stehen die lüsternen, schwarzen Soldaten und warten auf Eingang. In diesen Häusern muß ein jedes Mädchen in drei Stunden zehn schwarze Männer empfangen! In einer kleinen Stadt, wie Speyer, wurden drei solche Häuser eröffnet.

Wie soll ein solcher Zustand auf die heranwachsende Jugend wirken? Die Moral der Schwarzen wie die Moral der Weißen ist durch die Benutzung schwarzer Truppen in Europa gefährdet. Die Frage der schwarzen Besetzung in Europa ist nicht eine französische Frage, nicht eine deutsche Frage, sie ist international, und ihre Tragweite werden alle Länder zu fühlen bekommen.

Was bedeutet die schwarze Besetzung für die deutsche Rasse? Tatsache ist, daß 60 vH der Kinder, die durch die französische Besatzung das Licht der Welt erblicken, schon mit Syphilis zur Welt kommen. Tatsache ist, daß Mischlingskinder meistens die schlechten Eigenschaften und Laster beider Eltern in sich tragen.

Tatsache ist, daß Tausende schwarzer Männer trotz der Zwangsbordelle noch sexuell unbefriedigt herumlaufen, daß die Marokkaner schlimmer sind als die anderen Schwarzen und daß die weißen

französischen Kolonialtruppen ihre schwarzen Kameraden übertrumpfen in Bestialitäten.

Tatsache ist, daß die Geburtenzahl der Mischlingskinder mehr und mehr zunimmt im besetzten Gebiet. Tatsache ist, daß die Väter der Kinder im besetzten Gebiet, ob französische Offiziere oder französische Neger, sich in jedem Falle weigern, das Kind zu unterstützen und immer auf den Code Napoléon hinweisen, so daß diese Kinder alle der Bevölkerung zur Last fallen.

Tatsache ist, daß schwarze Soldaten weiße deutsche Damen von dem deutschen Bürgersteig herunterweisen und, falls diese nicht sofort parieren, die Kolben ihrer Gewehre auf die Füße der Damen fallen lassen.

Tatsache ist, daß Eltern ihre Töchter, Lehrer ihre Schülerinnen, Geistliche und Polizei die Jugend nicht bestrafen können, wenn sie mit Schwarzen oder Franzosen unsittlich verkehrt, weil dies sofort als Beleidigung gegen „la grande Nation" gilt.

Tatsache ist, daß letzten November und Dezember ein französischer schwarzer Offizier, Oberleutnant Giboyan, an sieben Sitzungen des französischen Polizeigerichts als richterlicher Beisitzer teilgenommen hat. Dieser Schwarze ist bei den Verhandlungen dadurch unangenehm aufgefallen, daß er jede Gelegenheit benutzte, den weißen An-

geklagten gegenüber seinen Spott und seine Verachtung zum Ausdruck zu bringen. Es ist unerhört, daß einem Weißen auf Heimatboden eine solche Schmach angetan wird!

Tatsache ist, daß ein schuldloses Mädchen in Oberingelheim von weißen französischen Truppen erschossen wurde und Tatsache ist, daß die französische Regierung, die für einen französischen Soldaten, der in einer zweifelhaften Straße Berlins getötet wurde, eine Million Gold als Entschädigung verlangte, für ein deutsches Mädchen 25 000 Francs genügend als Sühne findet!

Bestialitäten der Schwarzen

Wenn in Berlin ein junger Mann aus Übermut die französische Flagge herunterholt, muß die ganze deutsche Nation auf die Knie sinken und sich entschuldigen, aber täglich werden deutsche Frauen, Mädchen, Knaben geschändet, und kein Mensch rührt einen Finger.

An zahlreichen Beispielen zeigte Miß Beveridge die tierische Bestialität der Schwarzen, die sich ihre Opfer unter den Frauen und Kindern sucht, und belegte ihre Schilderungen, die auch die Milde der französischen Behörden diesen unerhörten Ausschreitungen gegenüber in das richtige Licht stellten, mit dem Ergebnis eigener Nachforschungen und Untersuchungen, die sie in ver-

schiedenen Fällen anstellte. Nur eine kleine Auslese aus dem von der Vortragenden vorgebrachten Anklagematerial möge hier noch folgen:

Margarete L. ging mit ihrem Bräutigam K. abends zwischen 6 und 7 Uhr spazieren. Sie wurden von 25 schwarzen Soldaten überfallen. K. wurde bewußtlos niedergeschlagen und die Margarete L. von den 25 Soldaten je einmal geschlechtlich mißbraucht.

Die 53 Jahre alte Wilhelmine U. von Ludwigshafen wurde von zwei schwarzen Franzosen vergewaltigt, nachdem die beiden Unholde vorher die Frau durch einen Schlag bewußtlos gemacht hatten.

Eine kleine zarte Schneiderin, Ernestine W. aus Frankfurt a. M., wurde auf die brutalste Weise von schwarzen französischen Soldaten mißhandelt und vergewaltigt. Sie ist derart körperlich mißhandelt worden, daß sie wahrscheinlich nie wieder gesund wird.

An einem Abend gegen 7 Uhr wurde der 7 Jahre alte Knabe Karl W. aus Ludwigshafen von einem Marokkaner auf das Feld geschleppt und in einer nicht zu beschreibenden Weise mißbraucht.

Anständige Frauen, junge Mädchen und Jungens werden täglich von der Straße, aus ihren Häusern geholt. Ja, es ist vorgekommen, daß

weiße Frauen mit Gewalt aus den Betten geholt worden sind und ihre Ehegatten machtlos und gebunden zuschauen mußten, wie sie vergewaltigt wurden.

Nicht einmal eine Greisin ist heilig, denn in Obersülzen war eine 75jährige Witwe, Elisabeth R., von einem schwarzen marokkanischen Franzosen vergewaltigt worden.

Opfer der zügellosen Leidenschaft der schwarzen Männer werden in Wiesen und Gräben halbtot aufgefunden. Die Kleider in Fetzen, die jungen, zarten, halbgeformten Körper zerrissen durch die brutalen Überfälle, manche mit Bißwunden, die deutlich zeigen, wie das wilde schwarze Tier über sein Opfer hergefallen ist. Man könnte ungezählte Einzelfälle vorlegen mit Namen und Daten. Und man darf nicht vergessen, daß fast alle diese Männer mit Geschlechtskrankheiten verseucht sind!

Und für dieses Ende hat sich die ganze Welt vereinigt, Deutschland zu vernichten! Um diese „hohe französische Zivilisation" zu erreichen, hat sich die ganze Welt vereinigt, gegen die „Barbaren" zu kämpfen!"

Mögen diese T a t s a c h e n, festgestellt nach persönlicher Anschauung von einer amerikanischen Frau, auch zu den L e s e r n sprechen, die uns Deutschen nicht glauben. Mögen sie vor allem auch

zu Amerika sprechen, dessen Söhne durch Frankreichs und Englands Schuld für eine schlechte Sache gefallen, und dessen Führer, statt Frieden zu stiften, Europa zerstörten.

Möge der Rausch der Verblendung, der Schleier des Hasses, der Nebel der Lüge in Fetzen zerreißen vor der Erkenntnis der Wahrheit, und möge Ray Beveridges Glauben einst siegen, wenn sie uns versichert:

„Täglich werden neue Lügen in Amerika aufgedeckt, die klar zeigen, wie das amerikanische Volk von Wilson und seinen Agenten in den Krieg gezogen wurde. Täglich schließen sich mehr und mehr wichtige Elemente in Amerika zusammen, um den vernichtenden Versailler Frieden zu zersprengen. Diese Elemente bestehen jetzt nicht mehr nur aus Millionen Deutsch-Amerikanern und Irländern. Enorm ist auch der Zuwachs von Stockamerikanern. Die Gründe sind 1. die allmähliche Aufdeckung der Wahrheit, 2. das Bekanntwerden der Schandtaten der sadistischen Franzosen, 3. die Erkennung Wilsons als Verräter und Englands Werkzeug. Millionen meiner Landsleute kämpfen einen blutlosen Kampf um die Gerechtigkeit, um einen wahren Frieden. Frankreich mit seiner hohen Kultur hat sich die Verachtung der ganzen zivilisierten Welt zugezogen durch die schwarze

S ch m a ch. Wer hat den Krieg gewonnen? Nicht Frankreich, nicht England, nicht Polen, sondern A m e r i k a. Wer kann einen ehrlichen Frieden erzwingen? Nur A m e r i k a."

Möge es Amerika rechtzeitig gelingen, schwere Ehrenschuld zu begleichen!

Wir Deutschen aber, geeinigt im Elend, zum Letzten entschlossen im Kampf gegen Wahnsinn und Haß unserer Feinde, erheben die Stirne zum ewigen Lichte, und beten zum Weltgeist:

Herr, laß das Meer durch meine Seele fluten
und alle Wunden, die vom Tage bluten,
geheilt aus seiner Tiefe auferstehn!
Laß Deine Winde brausend mich umstürmen,
laß meine Wünsche sich zu Wogen türmen
und gleich Titanen göttlich untergehn!
Zerbrich den Wall, den Menschenangst geschichtet,
zerreiß den Damm, den Haß und Neid errichtet
und laß das Niedrige im Sturm verwehn!
Herr, sende Flut! Zerschmettere die Schranken!
Gib Deines Meeres G r ö ß e den Gedanken,
daß sie d e n G e i s t d e r E w i g k e i t verstehn!

Tutzing am Starnberger See,
Ostern 1921.

Dr. Reinhold Eichacker.

Versailles.

Nun baut der Frühling seine grünen Gassen
um Ludwigs Schloß in heiterm Auferstehn;
ein holder Maiwind läßt von den Terrassen
um Marmorbilder süße Düfte wehn.
Und Amoretten, die sich Rosen fassen,
schau'n lächelnd tausend Wunder rings geschehn —
Durch Heckenwände, grüne Pyramiden,
träumt alles, warm vom Sonnenkuß, vom Frieden.

Doch in des toten Königs üpp'gen Sälen
besinnt, vom Glück erhoben, ein Konzil,
ein leidgebrochnes, tapfres Volk zu quälen,
da ihm das Schwert aus müden Händen fiel,
den Geist zu töten, und das Fleisch zu pfählen
— auf Menschenrecht ein grauses Satyrspiel —,
den Hungernden die letzte Saat zu mähen
und in Europens Herz den Haß zu säen.

Wenn eure Finger sich zum Raube spreiten,
das Aug' auf Deutschlands Karte tief gebeugt,

seht ihr nicht König Ludwigs Schatten schreiten,
des Sonnenkönigs, den der Ruhm gesäugt?
Fühlt ihr es nicht, wie für Vergänglichkeiten,
furchtbar im Droh'n, des Enkels Schicksal zeugt?
wie rasch die Macht, wie rasch der Glanz verloren,
der aus dem Recht der Menschheit nicht geboren?

Auch w i r sind Menschheit! Wer sich heut erkühnte,
weil uns des Hungers feige Waffe bog,
weil ihm des Lorbeers spätes Kränzlein grünte,
wer um das Recht auf Freiheit uns betrog,
häuft eine Schuld, die kein Jahrhundert sühnte,
die schwer des Himmels Wage niederzog —
Wir können sterben hinter Kerkerstäben —
Haß überdauert und die Enkel leben!

Weh dieser armen Welt, wenn die Verhöhnung
versprochenen Rechts aus kalter Rache lacht,
wenn nicht der Hauch befreiender Versöhnung
am Baum der Menschheit neues Blühn entfacht,
bis treu gehütet freundliche Gewöhnung
aus aller Länder Kindern Brüder macht.
Die Erde blüht und ist vom Frühling trunken.
So tilgt den Haß bis auf den letzten Funken!

Rudolf Presber.

Wahrheit, Ehre und Recht.

Ein deutsches Credo.

Verlanget nicht von dem deutschen Dichter, dem es um das tiefere Deutschtum und nicht um eine Jobber-Republik geht, daß er in einer Gewissensfrage anders rede, als wie auf dem Totenbette oder vor dem jüngsten Gericht!

Verlanget nicht eine opportunistische politische oder nationalistische Phrase von ihm, denn es gibt ein Höheres als Politik und Partei, ohne das sowohl Politik und Partei verfaulen; und dieses Höhere heißt: Würde des Menschen und der Nation!

Nicht mit Politik, sondern mit diesem Höheren hat es der deutsche Dichter zu tun, wenn er diesen Ehrentitel zu Recht tragen darf.

Dann, aber nur dann steht das Volk in ihm auf, und wäre er vorerst allein wie der Prediger in der Wüste; denn Volk ist nicht die Masse oder der Wähler mit dem Stimmzettel, auch nicht die Arbeiterpartei oder eine andere Partei, ob sie nun herrscht oder nicht; Volk ist da, wenn die Stimme des Genius redet aus tiefstem Bewußtsein. Volk

ist Schicksal, das ihm nicht von anderen von außen gewaltsam aufgezwungen werden kann, sondern das von innen her bestimmt wird, von Wesensart und Charakter als Angeborenem, unbeugsam wie das eherne Gesetz der Sphären. Charakter ist Schicksal, erst wenn jener verändert oder in seinen letzten Tiefen aufgerufen und bewegt wird, verändert sich das Schicksal. Nicht der Politiker oder Parteimann mit seinen eigensüchtigen Mitteln und Mittelchen vermag es, in diese Tiefe zu tauchen, davon es abhängt, ob er Volk in sich weiß oder nur Publikum, und ob in seiner Stimme Volkes Stimme ist, die etwas von der Wahrheit des Ewigen hat und weiterwirkt, auch wenn sie zuzeiten nicht verstanden wird.

Verlanget also vom deutschen Dichter nur ein Wahrheitsbekenntnis nach bestem Wissen und Gewissen; daran wird man erkennen, ob und wie wir uns unterscheiden.

Es ist ein beliebter Grund der Verdächtigung, daß deutsches Empfinden die Wahrheit fälsche und Volksbewußtsein zumindest die Wahrheit färbe in einem uns genehmen deutschen Sinn; im Ausland wird das gesagt, wo man ein Zerrbild deutschen Wesens hat; und, was noch betrüblicher ist, auch im eigenen Land wird es behauptet, zumal von solchen, die an dem Zerrbild mit schuld sind und aus einem undefinierbaren Seelenzustand die ganze

Verantwortung an der Weltkatastrophe dem deutschen Volk zuschoben; Kritik am Deutschtum, die mit Selbstkorrektur aus wurzelhaftem Volksempfinden nichts zu tun hat, ist ja eine Mode literatenhafter Revolutionsjobber geworden; aber ihre Stimme ist nicht die des deutschen Genius, und ebenso wenig tönt diese im Lager der nationalistischen Parteien, weil keine Partei es ist, die Volk und Nation gepachtet hat. Dagegen ist zu sagen, daß kein Kulturvolk von dem andern in seinem tiefsten Fühlen so grundverschieden ist, daß es nicht die gleiche Wahrheit empfinden könne. Was dazwischen steht, sind nur die offiziellen Drahtzieher und Scharfmacher, ob sie nun Regierungen oder Parteien heißen.

Es wäre darum töricht, das Wort an die Würger von Versailles zu richten, weil es gar nicht bis an sie gelangt, und selbst wenn es an sie gelänge, nur taube Ohren fände, wie das entwürdigende, kriecherische Betteln, das uns um das letzte Restchen Achtung brachte, nur taube Ohren fand; an uns wollen wir das Wort richten, an das eigene Volk und sein schlummerndes besseres Bewußtsein, damit es von hier an das schlummernde bessere Bewußtsein der anderen Völker gelange, auf dem geheimen Seelenwege, den die Wahrheit liebt und kein Grenzwall sperrt, besonders nicht, wenn die gemeinsame Not Schrittmacherin der Erkenntnis ist.

Daß einer sein tieferes Deutschtum liebt, ist keine Unehre vor den anderen, wenn es auch keine besondere Eigenschaft sein mag, sondern eine Selbstverständlichkeit. Aber sie ist noch die eheste Verbindung zum Herzen der anderen Völker, und kein Weg führt so direkt ans Ziel.

Und so darf ich es ruhig sagen, daß ich das tiefere Frankreich liebe, wie ich das tiefere England liebe. Ich liebe die sérénité Frankreichs, für die wir kein Wort haben und die ich krystallen empfinde wie die Sprache Racines und deren stolz schreitenden Alexandriner; ich liebe den bacchischen Midi und die melancholische Bretagne mit ihren schwermütigen Volksliedern; ich liebe die malerische Luft von Paris und sein anonymes Volk, das der Fremde nicht kennt und oft nicht einmal der Franzose und so manche Züge überraschend gemeinsam hat mit dem anonymen Volk meiner Wiener Heimat; ich liebe Frankreichs Kunst von Poussin bis Puvis de Chavanne und darüber; seine Dichter von Rabelais bis Romain Rolland über Gil Blas und Balzac und liebe besonders die französische Sprache mit ihrem Duft und ihrer klaren, edlen Architektur, ja, ich habe durch ihren Charme erst die mystischen Seelentiefen der eigenen deutschen Sprache so voll ermessen gelernt, als eine Harmonie des Gegensatzes. Und ebenso liebe ich das tiefere Volkstum eines Shakespeares,

Dickens, Ruskins und Morris', das so gar nicht international und darum so lebendig ist. Denn ich habe in beiden Ländern gelebt und war mit beiden Völkern menschlich glücklich. Ich verdanke ihnen einen wesentlichen Teil meiner inneren Bildung, aber ich bin darum weder Französling noch Anglomane geworden, sondern habe als Donaudeutscher nur ein tieferes Bewußtsein meines Deutschtums entwickelt mit dem Gefühl, daß man als Einzelner für das Beste seiner Nation verantwortlich ist, und gerade das vielleicht hat mir Achtung eingetragen.

Daneben sah ich freilich vieles, was ich weniger liebte und was ich auch bei uns nicht liebe, und in einer gewissen Gesellschaftsschicht werden ebenso wie in der offiziellen Welt die Laster einander überraschend ähnlich. Dasselbe Parvenütum wie überall, Heuchelei und rücksichtsloses Strebertum, Machthunger und Nützlichkeitswahn, Konkurrenzneid, die Anbetung des goldenen Kalbes und die Herrschaft des Mammons, die zur Versklavung der Menschheit führte, zur seelischen Verwahrlosung, zu Wettrüstungen, zu gegenseitiger Bedrohung und schließlich zum Kriege. Und es war in der allgemeinen Bedrohung, in der gegenseitigen Furcht, vom Revanchegedanken genährt, nur eine Frage des Mißgeschickes oder des Ungeschickes, wer zuerst den Hebel auslöste. Die Furcht löste ihn aus, und der Krieg schien ein unvermeidliches

Verhängnis trotzdem die Völker alle den Frieden wollten. Nur die Machthaber aller Länder rechneten mit ihm wie mit einer gegebenen Größe und stießen ihre Völker hinein. Wenn nun die Schuldfrage entsteht, so kann die Antwort nur lauten: wir alle! Der Vorwurf, daß die Deutschen und Österreicher in den Krieg zogen, weil sie ihr eingekreistes Vaterland bedroht sahen, kann diese nicht schwerer treffen, als die Franzosen, Russen, Engländer, die uns beargwohnten und darnach handelten. Trotzdem, die Seele der Völker hat nichts mit dem Krieg zu tun, aber sie kam in den Regierungen der verschiedenen Staaten so wenig zum Wort, wie das tiefere Deutschtum in der wilhelminischen Epoche zu Wort kam, was ich in meinem Roman „Auf deutscher Straße" (Verlag Grethlein & Co., Leipzig) auseinandersetzte. Aber ebenso wenig kommt die deutsche Seele in der nachfolgenden Herrschaft der Eisner, der Erzberger, und welche Namen sonst der Erzschelm Judas tragen mag, zum Ausdruck. Kommt etwa die Seele der anderen Kulturvölker in der unversöhnlichen Haßmiene der Clémenceau, Poincaré, Briand und Lloyd George zum Ausdruck? Ich glaube nicht, es wäre dann der furchtbarste Verfall jener besseren Menschlichkeit, der den unsrigen bei weitem überträfe. Was zum Ausdruck kommt, ist die Gier und die Schürung des Hasses in höchster

Potenz. Der Krieg ist aus; mit anderen Mitteln wird er gegen uns fortgesetzt. Deutschland liegt mit durchschnittenen Sehnen am Boden; Österreich ist ein lebendiger Leichnam, dessen Pestilenz Europa verpestet. Die fremden Gewalthaber konnten zwar den Körper zerstückeln, aber in der Frage des Wiederaufbaues stehen sie als hilflose Pfuscher vor dem trostlosen Werk. Ihre Versprechen sind leere Worte, ihre Tat ein unerbittliches Nein vor der äußersten Notwendigkeit, die im Anschluß ans Deutsche Reich die Gesundung des hilflos zuckenden Rumpfstückes Deutsch-Österreich sucht. Die Würger von Versailles pressen die Faust an die Gurgel Deutschlands und drücken weiter zu. Der Schmachvertrag schien ihnen noch zu wenig; es soll sich nie wieder erheben. Was fürchten sie? Daß das wehrlose Deutschland mit Gewalt sich erhebe? Daß es Revanchegedanken nähre?! Nein, diese törichte Furcht hegen sie nicht. Sie fürchten das eigene schlechte Gewissen, das sie mit Verfolgungswahn schlägt. Sie möchten am liebsten Deutschland in einen Friedhof verwandeln in der irrigen Voraussetzung, daß dann der innere Ankläger verstumme. Sie möchten wohl, daß der russische Wolf Bolschewismus durch Ruinen unseres Landes streife und mit der Revolutionshyäne sich um den Kadaver raufe. Gewisse Literaten suchen bei uns ja dem

Bolschewismus eine befreiende Menschheitsidee anzudichten. Ich vermute wohl, daß der Bolschewismus ursprünglich seine Fackel an dem Lichte des Urchristentums Tolstois entzündete, aber nur, um die Welt in Brand zu setzen. Denn in der Praxis ist Bolschewismus gemeiner Raub, seine Kriege sind Raub- und Beutekriege, weil er selbst nichts produziert; Bolschewismus ist der letzte Schrei der Verzweiflung und des Elends, wo der Mensch selbst zum Wolf wird und aus dem Rang eines Kulturwesens in die tiefste Barbarei zurückfällt. Wer aber sagt den Westmächten, daß die Bestie nicht schon an ihrem eigenen Herde sitzt und Aasgeruch wittert, an dem sie toll wird?

*

Die Wahrheit hat ein freundliches Antlitz für jene, die reinen Herzens sind; für die andern aber ist sie ein Medusenhaupt, vor dem die Lüge im Mund erstirbt. Aber auch gegen den Geist des Unwahren bei uns wendet es seine bannenden Züge. Nur aus der Läuterung des eigenen Charakters kann Schicksalsgnade und Wendung erstehen.

„Ein betrogenes Volk!" so klagen viele über unser Unglück. Die Wahrhaftigkeit vor uns erfordert zu sagen, daß es nicht unverschuldet ist.

Nicht von alten Sünden ist jetzt die Rede, die reichlich Sühne gefunden haben, sondern von den neuen Sünden, die aus dem Mangel der Selbsterkenntnis kommen. Die Wilsonsche Lügenformel hat erklärt, daß die Feinde nicht das deutsche Volk bekriegen, sondern seinen Kaiser und seine Fürsten, und daß es nur diese entfernen brauche, auf daß die Welt in Frieden und Freundschaft mit ihm lebe. Worauf das monarchische deutsche Volk nicht nur Kaiser und Fürsten entfernte, sondern, um dem Feinde wohlgefällig zu sein, auch das monarchische Prinzip überhaupt, obzwar dieses seiner tiefsten Eigenart entspricht. Die Republik hat es bewiesen.

Aber Untreue schlägt den eigenen Herrn. Die Demütigung des deutschen Volkes geht weiter. Es hat nicht nur den Krieg verloren, es hat auch seine Ehre verloren. Der Gegner mißtraut einem Volke, das in solch knechtischer Gesinnung seine nationale Würde und Überlieferung preisgibt und seine Unterschrift unter einen Schmachvertrag setzt, den ein heroischer Charakter seinen übermütigen Siegern zerrissen vor die Füße wirft. Das Deutschtum hatte keinen heroischen Charakter in dieser seiner dunkelsten Stunde. Nur Makler und Feilscher stritten in Versailles um den Mantel der verleugneten und gekreuzigten Seele des Volkes. Kein Volk, das seine Geschichte ehrt, ich denke

etwa an die Japaner oder auch an England oder irgend ein Kulturvolk, hat Verständnis für einen solchen Akt der Selbstentmannung. Zum Schaden mußten wir auch die Verachtung nehmen. Auch andere Völker hatten schlechte Kaiser und Könige. Man lese die Geschichte Englands oder Japans. Und wenn sie schlecht waren oder ein Unglück für das Volk, wie es Wilhelm II. war, dann beseitigte man sie, und wenn nötig, auch die Dynastie. Niemals aber zerbrach man eine Institution, die wie die monarchische mit dem Wesen des Volkstums so tief verwurzelt ist, wie auch bei den Deutschen. Das Deutschtum braucht eine Volksmonarchie, weil es sich in der Person des Herrschers, die über den Parteien steht und ein persönliches Beispiel vorbildlichen Menschentums gibt, anschauen will, um zur lebendigen Erfassung nationaler Tugenden und Würden zu kommen. Worin bestehen diese? In der Verkörperung höchster Ehrenhaftigkeit und Ritterlichkeit, Gerechtigkeitssinn und Förderung der Künste und geistigen Güter um ihrer selbst willen, der edlen Arbeit um der Seele und der Kultur willen. Der Deutsche ist nicht in dem Maße Individualist, daß er sich in höchster Selbstverantwortung selbst Gesetz geben könnte. Er braucht die Bindung durch weise Gesetze, durch eine klug waltende Ordnungskraft, durch eine volkstümliche Hierarchie, die Sinnbild seiner metaphysischen Bedürfnisse ist

und ihm Halt und Form gibt im Endlich-Unendlichen, Grenze im Grenzenlosen und Abgründigen. „Der Himmel selbst, die Sterne, die Planeten, sie wahren Rang und Vortritt, Platz und Stand", sagt Shakespeare. Und selbst das individualistische England hat sich die Idee des monarchischen Prinzips weise bewahrt. Der Deutsche freilich treibt alles zum Unmaß und Methode wird Selbstzweck, Sinn wird Unsinn. Das war die Sünde der wilhelminischen Zeit, die sich als Byzantinismus bitter rächte. Und nun sind wir aus dem einen Extrem in das andere gefallen. Das ist die andere Sünde, die sich wieder rächt. Ich sehe den Volksmonarchen heute noch nicht und weiß nicht, wie hoch er als Mensch und Willensnatur stehen müßte, um der tiefsten Sehnsucht der deutschen Seele als Volksmonarch zu entsprechen. Aber ich weiß aus innerster Gewißheit, daß Deutschland erst dann zu neuer innerer Größe erstehen wird, wenn ihm dieser Führer als Gnade der Vorsehung wird.

Denn Demokratie ist wirklich nur eine Angelegenheit der Bierbank. Ein bloß wirtschaftliches Volk, dem sein Seelenheil nicht mehr als ein Linsengericht ist und nur das bewertet, was sich in Geld umsetzen oder erschachern läßt, verliert das Beste seines Wesens und stirbt seelisch ab. Der materialistische Egoismus triumphiert und zersetzt

das Verantwortungsgefühl. Unsere Schieber-Republik, in der Parteigrößen die Geschicke der Nation bestimmen, zeigt es in erschreckender Weise. In Zeiten der Bedrückung wird ein solches Volk der Arbeitssklave der anderen. Da es aber dennoch den kategorischen Imperativ im Blut hat, nimmt es das Diktat fremder Unterdrücker mit beschämender Servilität als ein Fatum hin. Täglich hört man auf der Eisenbahn, wenn Menschen ihre Gefühle über die Not der Zeit austauschen, bei jedem passenden oder unpassenden Anlaß: Was sagt die Entente dazu? Die Entente würde sich weniger in unsere eigenen Angelegenheiten mischen können, wenn wir mehr Haltung, mehr nationales Ehrgefühl und infolgedessen mehr Einigkeit hätten! Stahl wird härter und elastischer, je mehr man ihn hämmert; Blei gibt jedem Hammerschlage nach und behält seinen Eindruck. Wenn unser Charakter Blei ist statt Stahl, dann allerdings ist unser Schicksal verdient und unabänderlich.

Wir aber wollen durch Ergebenheit den Peinigern unsere Treue erweisen. Aber das ist die Treue des geprügelten Hundes vor einem fremden Zwingherrn und nicht die Treue des freien Mannes, der nur ein Gesetz über sich anerkennt, das seiner eigenen tiefsten Natur entspricht, und der diesem Gesetz dient, weil es seine Freiheit ver-

bürgt, die vor allem ein Geistiges ist und das unveräußerliche Menschenrecht auf unbeschränkte Höherentwicklung seines besseren Selbst. Die Treue des aufrechten Mannes und des aufrechten Volkes ist die Treue zu sich selbst. Wie aber haben wir uns die Treue gehalten? Die einen Vaterlandsverräter empfangen ihr Diktat von Moskau; die anderen — ich denke auch an gewisse rheinische Industrielle — empfangen es von Paris. Das Wort national ist bei uns verpönt, der Kommunisten wegen! Und wenn einer national wird, ist er gleich nationalistisch. Und der klassenbewußte Arbeiter? Voll Mißtrauen steht er dem Bürger, der allerdings nur an seinen Säckel denkt, und dem geistigen Mittelstand, dem eigentlichen notleidenden Kulturträger, gegenüber, und anstatt an seine menschliche Vernunft glaubt er an seine „Organisation", d. h. an jene Zungendrescher, die im Namen des „Volkes" die Geschäfte der Partei, d. h. die eigenen Geschäfte besorgen und in der Bekämpfung des „Kapitalismus" die Züchtung eines korrupten Schieberkapitalismus und Wuchersystems mit auf dem Gewissen haben.

So sieht heut die Treue und die nationale Einheit im Innern des Reiches aus. Ich berühre damit zugleich eine dunkle Tragik des Deutschtums, dafür die Geschichte viele Beispiele trauriger Zerrissenheit und Uneinigkeit liefert, von Arminius

bis zum Nibelungenlied, diesem Lied der Treue, das aber ebensogut das Lied der Untreue genannt werden könnte; immer wiederholt sich das tragische Spiel, daß Großgedachtes oder Edelgewolltes an den Mächten Alberichs zerbricht und auf die Höhe der tiefste Sturz folgt. Die Männer, die vor mehr als hundert Jahren den deutschen Geist erweckten, sahen sich an Freiheit und Leben bedroht; es waren damals die schlechten Fürsten, die schließlich zu dem Gebot der Ehre gezwungen wurden, und heute sind es andere Volksverderber, die mit nationaler Ehre Schacher treiben. Und wieder mußten in den Tagen des Vormärz Männer, die um die Idee der Freiheit kämpften, in den Kerker wandern oder ins Ausland flüchten, bis die nationale Katastrophe, die sie verhindern wollten, mit um so größerer Wucht hereinbrach. Zuletzt war es Bismarck, dem der Undank des Vaterlandes wurde, der sich so bitter gerächt hat.

Seit hundertfünfzig Jahren schickte Deutschland seine Söhne nach Amerika; die also Vertriebenen waren keinesfalls die Untüchtigsten; sie erkämpften mit die Freiheit Amerikas, desselben Amerika, das in diesem Kriege die entscheidende Rolle gegen uns spielte. Es könnte sich Bitterkeit regen; aber wissen wir, ob nicht viele Nachkommen jener ursprünglich deutschen Kämpfer um amerikanische Freiheit mit dabei waren, um nach einem

unerforschlichen Schicksalszug Sühne zu holen für ein Unrecht, das den vertriebenen oder verschacherten Vorvätern ward? Jedenfalls ist die Konsequenz nicht abzuweisen, daß es aus allem Tun höhere Verantwortungen gibt, die früher oder später die angemessenen Folgerungen zeitigen, was aber, wohlgemerkt, nicht nur für uns allein gilt!

Daß das Deutschtum aus seinen dunklen Verhängnissen sich immer wieder zu den höchsten Höhen der Menschheit erhob, gibt wohl die begründete Überzeugung, daß seine Seele nicht nur Blei ist, sondern edleres Metall birgt. Daß ihm dieses Bewußtsein seiner Kontinuität und Einheit, die nicht in dem starren System des Unitarismus, sondern in der föderativen Selbstbestimmung und Entfaltung seiner Stämme liegt, daß ihm dieses Bewußtsein seiner höheren, freibetonten Zusammengehörigkeit und nationalen Ehre augenblicklich abhanden gekommen, ist gewiß das noch größere Unglück als der verlorene Krieg. Die deutsche Seele ist krank, und hier liegt die Ursache dieser Krankheit. Der Seelenarzt wird der sein, der ihm die verlorene Würde wieder zum Bewußtsein bringt. Nichts ist verloren, wenn die Ehre gerettet ist. Schmach und Verachtung, die der Einzelne als privater Mensch niemals ertragen würde, läßt man unempfindlich über sich ergehen, wenn es die Na-

tion als Ganzes betrifft. Das ist die innere Lage von heute. Jeder denkt, wenn nur das kostbare Leben gerettet ist. Aber ehrlos ist auch das kostbare Leben nicht viel mehr als die Gosse wert. Und die persönliche Ehrenhaftigkeit kann sich nicht so frei und stolz erheben, wenn das dumpfe Gefühl herrscht, daß man einer gestern noch hochgeachteten und heute von aller Welt wenn auch mit Unrecht so doch nicht ganz ohne Selbstschuld verächtlich angesehenen Nation angehört, die jede Willkür hinnehmen muß. Das ist der Wurm, der im Unterbewußtsein an der deutschen Seele frißt. Nicht unverschuldet, auch jetzt noch. Während alle Machthaber der Welt, die die Weltmeinung beherrschen, über uns wie über einen Delinquenten zu Gericht sitzen und uns ein Sündenregister unserer Verbrechen vorhalten, sind wir nicht entschlossen, von dem Recht der Verteidigung Gebrauch zu machen und die Gegenrechnung der an uns begangenen Verbrechen zu präsentieren, obzwar wir von dem Saldo zu unseren Gunsten überzeugt sind. Was uns hindert? Die ersterbende sklavische Devotion (merk's, Berlin!) vor unseren Würgern. „Was würde die Entente dazu sagen? Um Gottes willen, diese Herrschaften nur bei guter Laune erhalten! Sie könnten sonst usw."

Aber die Hammerschläge dieser „guten Laune"

könnten vielleicht das Gute haben, daß sie uns doch zu einer nationalen Einheit zusammenschweißen. Zu dem Bewußtsein der Würde, die auch dem Wehrlosen ein höherer Schutz ist und zugleich mit der Nation den Einzelnen stärkt und adelt.

*

Nur Erkenntnis der Wahrheit führt zur Läuterung und zur Besinnung auf Ehre; aber erst beide, Wahrheit und Ehre, ergeben als Drittes das Recht und dessen Klärung. Nicht irgendein juridisches Recht, das uns von den Advokaten und Staatsanwälten des „Völkerbundes" als unseres „Gerichtshofes" zurechtgeklügelt und beschnitten werden soll, sondern ein unbestreitbares, wenn auch ungeschriebenes Menschenrecht und Völkerrecht, dessen Himmelsherr die Stimme des Gewissens und der Vernunft ist und nicht die erschreckend kleine und habgierige Menschlichkeit der glorreichen Staatsmänner Lloyd George und Genossen.

Aber schon hat ein höherer Richter, der Schicksal heißt, und Schuld und Sühne auf der Weltwage wiegt, die Rechnung unserer Zwangsverwalter und Exekutoren korrigiert, die Wage neigt bedenklich zu ihren Ungunsten. Herrscht nicht auch in Frankreich und England, ja selbst in Amerika und

in den neutralen Ländern Arbeitslosigkeit und Teuerung, die täglich wachsen? Schleicht nicht auch dort das Gespenst einer größeren Not drohend umher? Haben diese Herren sich noch nicht gefragt, was die Ursache ist? Sollten sie so unbelehrbar sein, um nicht zu wissen, daß es eine Solidarität der Menschheit gibt, die sich auch wirtschaftlich ausdrückt? Und daß unsere Not und gedrosselte Produktionskraft unfehlbar dieselbe Not auch in den „siegreichen" Ländern erzeugt und aus Siegern Besiegte macht?

Die Produktionskraft Rußlands ist ausgeschaltet, das ist eine der Hauptquellen des Übels. Die andere ist die Lähmung Deutschlands. Die Welt atmet auch durch unsere Lungen, und seit sie infolge der Unterbindung schlecht funktionieren, krankt auch der Wirtschaftskörper der annoch feindlichen Länder. Frankreich wird durch das, was es uns abpreßt, auf ungesunde Weise fett und faul, und das wird böse Rückwirkungen für später haben; schon jetzt leidet England darunter, seine Arbeitslosigkeit steht im direkten Zusammenhang mit Frankreichs Kohlenüberfluß, den es von uns erzwungen. Die theoretische Internationale als ausgleichender Faktor hat vollständig versagt, weil der französische und englische Arbeiter zuerst Franzose und Engländer und dann erst Sozialist ist, während unsere marxistischen Ideologen zuerst So-

zialisten und erst in letzter Reihe Deutsche sind. Dafür aber wirken höhere, unbekannte Weltgesetze ausgleichend, wie sich schon an den Wirtschaftsfolgen so empfindlich zeigt. Das Messer, das uns bluten läßt, schneidet dem, der es führt, auch ins eigene Fleisch. Es ist für die Gegner eine beliebte Rechtfertigung, daß auch wir so rücksichtslos verfahren wären. So dumm sollten auch wir sein? Das hätten schon unsere Ideologen verhindert. Und überdies danken wir dem Schicksal, daß wir uns nicht mit dem Fluch eines solchen Handelns zu beladen Gelegenheit hatten. Das wohlverstandene Eigeninteresse würde wahre Freundschaft und Frieden, volle Gleichberechtigung und Freiheit verlangen; weil schließlich der deutsche Arbeiter auch nicht als Sklave des fremden Kapitals arbeiten will und weil mit unserem Niedergang auch unsere Blutsauger mit in den Orkus müssen.

Aber die kleinbürgerliche Engherzigkeit so großer Staatsmänner wie George usw. hindert sie, das höhere Gemeinsame zu sehen: 12 vH Ausfuhrzoll, und die Krämerseele wird zum reißenden Wolf, jedes menschliche Gesetz unter die Füße tretend. Höhnend weist Lloyd George auf unseren Wohlstand und unsere „geringe" Besteuerung. Er hat offenbar nur den Abschaum der Nation im Auge, die Orgien feiert und Schiebergewinne in

Sicherheit bringt, nicht das eigentlich leidende deutsche Volk, das Elend seiner Kulturschichten, die Sterblichkeit der Kinder, die Heere der Arbeitslosen und die wie die Sintflut täglich steigende Teuerung als eine Folge der schlechten Valuta, dieser einzigen ungeheuren offenen Wunde, aus der aller Volkswohlstand, alle Konsumtionsfähigkeit, alle Schaffenskraft ins Nichts verströmt und höchstens einige Säckel mit unerlaubten Gewinnen füllt. Dieser furchtbarste Aderlaß, der je einem hochwertigen Kulturvolke angetan ward, ist das Werk des Versailler Friedens und seiner weiteren Verschärfungen. Aber die Rückwirkung zeigt sich bereits in den Ländern unserer Würger, auf die der Fluch, der uns treffen soll, zurückfällt. Noch sehen sie nicht das Menetekel: Unrecht Gut gedeiht nicht! Sie glauben sich im Recht, weil sie die Gewalt haben und „Vergeltungs"gefühle. Drum hat unser Winseln und Betteln keinen Sinn, aus Selbstachtung und höherer Einsicht sollen wir uns zur Standhaftigkeit ermahnen im Vertrauen auf die Zeit und die Weisheit des Schicksals.

Freilich, die Weisheit des Schicksals legt die Wendung zunächst in unseren Charakter, wenn wir uns auf unser Tiefstes besinnen: auf unsere Pflicht zur Würde, zur Selbstachtung, zur Wertig-

keit um der höheren Ehre willen, die dann erst Wohlfahrt werden kann. Man zeige Charakter und Ehrgefühl in jeglichem Handeln und Schaffen, dann haben wir im Handumdrehen nationale Würde und Einheit, die zu guter Letzt auf jedem Einzelnen beruht. Mehr Rückgrat, damit es auch die Regierung habe. Dann ändert sich das Los von selbst, das nicht nur über den Sternen, sondern auch vom Sittengesetz in der eigenen Brust bestimmt wird. Wollen wir uns auf die Besten der eigenen Nation aller Zeiten berufen, dann müssen wir nach Vermögen trachten, es ihnen gleichzutun. Das ist die Mahnung des unpolitischen deutschen Dichters, die sich ans eigene Volk wendet und erst durch dieses an die anderen Völker, die sich ein fälschliches Recht herausnehmen, über ein Volk zu Gericht zu sitzen, das einen Bach, Goethe, Mozart, Beethoven, Wagner, einen Kant und Schopenhauer hervorgebracht und selbst in diesen Tagen der äußersten Drangsalierung und des äußeren wie inneren Zusammenbruchs nicht aufgehört hat, Kulturwerte, Werke der Kunst und große Gedanken hervorzubringen.

Die notorische Unbildung der Staatsmänner und Politiker mag dieses mehr oder weniger geflissentlich übersehen, was ein Unglück auch für ihre Völker ist. Ich weiß nicht, ob es alle der siebenundzwanzig Völker übersehen, die mit Ma-

rokkanern, Senegalnegern, Kaffern und Menschenfressern gegen uns in den Krieg gezogen sind für „Kultur, Menschenrechte, Völkerfreiheit, Freiheit der Meere und Selbstbestimmung" und Heldentaten vollbrachten, unter denen die von den schwarzen Franzosen in den besetzten Gebieten gegen wehrlose Frauen, Mädchen und Kinder vollbrachten Heldentaten einen besonderen Ruhmestitel bilden; ich weiß nur, daß dieser Krieg der Furcht und Habgier in veränderter Form gegen uns fortgeführt wird und Kultur, Menschenrechte, Völkerfreiheit und andere Freiheiten, Selbstbestimmung und Völkerversöhnung in den Staub tritt. Das war nie klarer als jetzt, wo Furcht und Habgier in nacktester Form zutage treten und sich im „Völkerbund" einen Areopag geschaffen haben, der ihrer würdig ist.

Großes Volk Amerikas, weise Söhne des Reiches der Mitte, kunstgeübtes Volk des Landes der Kirschblüte, Völker der Lotosblume, Inder und Singhalesen, starke Männer Australiens und Kanadas, von euren schwarzen Verbündeten, den Senegalnegern und Menschenfressern zu schweigen, wie lange wollt ihr noch euren Arm und euren Namen leihen zu diesem Werk der Schändung von Kultur und Menschenrechten und der systematischen Beraubung, die euch verarmen macht und uns und eure Kultur und Menschen-

rechte schändet, weil sie an uns geschändet werden! Wie lange noch wollt ihr, sei es durch Duldung oder Hilfe, Mitschuldige sein an dem Werk des Hasses und der Habgier, das der wahren Gesittung und den Menschheitsidealen, die ihr zum Kriegsziel gewählt habt, Hohn spricht?!

Joseph August Lux.

Die große Stunde

(veröffentlicht am 8. August 1914).

Ob wir anbetend dich lieben, Vater im Himmel,
ob du uns nur ein Hort heil'ger Erinnerung bliebst,
sieh, wir schwören zu dir, dem Zeugen jeglicher Wahrheit:
Wir haben es *nicht* gewollt,
dies Morden, dies weltentvölkernde Morden,
das mit blutheißer Sense
jetzt schaudernd über die Erde stapft.

Treu der brotkornspendenden Scholle,
Werkbeflissen in Handel und Wohltun
saßen wir friedlich im Schatten der Heimat,
friedlich,
ob auch zu Schwertschlägern geboren.

Ringsum aber lauerte lang schon
neidkranke Gier und ererbten Hasses
hochgehobenes Fangnetz.
Jeder sah es, und jeder fühlte
das Spritzen des heimlichen Geifers
Jahre schon,
atemschwere, atemanhaltende Jahre.

Aber das Herz erbebte uns nicht,
und die Faust fuhr nicht nach dem Schwertgriff.
Denn jedem, ob keuchend im Fronen des Alltags,
ob auch auf Festen leichtherzig tändelnd,
lag auf der Brust ein dreifaches Erz,
das dröhnte mit dumpfem Geleitston
täglich, stündlich durch Wachen und Schlaf:
Pflegt, was euren Kräften frommt,
wahrt euch vor der Schlappheit Sünde,
daß, wenn einst die Stunde kommt,
sie euch wohlbereitet finde!

Und endlich ist sie gekommen, die Stunde
der heiligen Not, des gebärenden Schicksals,
und was sie uns bringt, wir werden's gestalten,
den schwarzen Gewehrlauf in meisternder Hand.
Berget des Jubels falschtönigen Schrei
und beißet schweigend die Zähne zusammen!
Was jetzt die Zeit aus den Fugen hebt,
sah noch niemals die gnädige Sonne,
die durch Äonen allmütterlich
uns Erdgeborne mit Lichtmilch tränkt.

Doch mag auch der listig lenkende Franke
uns Mordsaat auf unsere Köpfe streun,

mag heuschreckhaft uns auch überschwemmen
der blatternarbige Schwarm des Ödlands,
unsere Söhne schrecket es nicht.

Und zitternd noch nach einem Jahrhundert
sollen Osten und Westen sich heimlich erzählen,
mit welchen Hieben der Deutsche sich wehrte,
als ihm ein Weltteil, in Haß verbrüdert,
Herzschlag und Atem zu schmälern gewagt.

Das Reich sie sollen lassen stahn
auf seiner nährenden Erde.
Drauf los auf alle, die uns nahn
und unserm heiligen Herde!

*

Was euer Schoß einst gebar
in Ehren oder in Schande,
ihr Mütter, nun geht zum Altar
und weiht es dem Vaterlande.

Ihr Bräute, die hoffendes Glück
geküßt auf erglühende Wangen,
bringt nun der Heimat zurück,
was ihr jauchzend von ihr empfangen.

Ihr Frauen in Zwilch und in Seiden,
nun gebet den Gatten darein!
Reicht ihm die Kinder zum Scheiden
und lächelt und segnet ihn ein!

Ihr alle werdet ja liegen
schlaflos wohl manche Nacht
und träumen von nahenden Siegen,
und was euer Helde vollbracht —

Und träumen von Lorbeer und Myrte,
bis er einst wiedergekehrt,
bis Er, der Herr ist und Hirte,
ihn euch aufs neue beschert.

Und sank er auf herbstlicher Heide
und sank er tief in den Tod,
so starb er um Deutschlands Freude,
so starb er um Deutschlands Not. — —

*

Dann lassen sie das Reich wohl stahn
auf seiner durchbluteten Erde
und werden uns nie und nie mehr nahn
an unserm heiligen Herde.

Hermann Sudermann.

Gespräch in der Hölle.

Personen. Clémenceau, Lloyd George, Kain, Herodes.
Zeit: 192?. Ort: Hölle.

Sie begrüßen sich, indem sie sich ins Gesicht spucken, die Zähne fletschen und sich beim Handdruck die Fingernägel ins Fleisch bohren.

Lloyd George. Laßt die Begrüßungsförmlichkeiten. Unterhalten wir uns lieber. Es ist hier in Luzifers Reich so schauerlich, daß man fast meinen könnte, man sei in dem Deutschland, das wir bereitet haben.

Kain. Was geht mich Deutschland an. Ich kann mich nicht erinnern, zu meinen Lebzeiten etwas von ihm gehört zu haben. Ich bin ein veralteter simpler Brudermörder, sonst nichts.

Clémenceau. Immer prunkt er mit seiner Tugend.

Herodes. Ihr Luder! Auch ich stehe noch lange nicht auf Eurer niederen Stufe! Hört Ihr die tausend deutschen verhungerten Kinder singen, die heute wieder zum Himmel ziehen? Meine ermordeten Kindlein von Bethlehem ziehen ja auch vorbei und lassen mir keine Ruhe seit zweitausend Jahren. Aber wie viele sind ihrer? Ein paar

lumpige Dutzend! Von Euch kommen jeden Tag tausend und mehr. Bald sind es Millionen.

(Draußen singen die Kinder. Die Verdammten kratzen sich mit schmutzigen Fingern die Eiterbeulen.)

Clémenceau (zu Kain). Du warst ein Stümper. Schlägst einen Rivalen tot und läufst dann in die Welt und verzweifelst. Wäre ich an Deiner Stelle gewesen, Du alberner Trottel, so hätte ich den Papa Adam und der Mama Eva klar gemacht, daß ich ein Werk der Gerechtigkeit an Abel, dem Schädling, vollzogen habe und wäre zu Hause und in höchsten Ehren geblieben.

Kain. Und wärst schließlich doch auch zum Teufel gefahren, denn der da oben läßt sich ja leider nichts vorlügen.

Starres Schweigen. Sie hassen ihn alle, „den da oben", der sie verworfen hat. Und sie hassen sich untereinander.

Clémenceau. Herodes! (Er bekommt einen asthmatischen Anfall.) Herodes! Wenn Kain ein Stümper war, was war Herodes?

Herodes (stolz). Ein König!

Clémenceau (keifend). Jawohl, ein König. Und das sagt alles. Die dümmste Politik haben immer die Könige gemacht: Dem Teufel sei Dank! Läßt der Kerl, der Herodes, coram publico so und so viel Kinder abmurksen. Ich hätte mal den Skandal sehen wollen, den die Presse der Kulturstaaten erhoben hätte, wenn wir das so gemacht hätten.

(Er stößt grinsend Lloyd George an) Nicht? Wir machten es anders. Wir setzten den Frieden von Versailles durch, die ganze Welt schrie Hosiannah! oder wenigstens doch: Genehmigt! und die deutschen Kinder krepierten von selber. Das nennt man Politik.

Kain. Pfui Deibel!

Herodes. Verfluchtes Aas, Du hast es besser gekonnt, als ich!

Clémenceau, als immer höflicher Franzose, verbeugt sich ob der Huldigung.

Kain. Ich bin ja immerhin der Anständigste unter Euch. Was habe ich auf dem Gewissen? Einen lumpigen Mord. Oder auch nur einen Totschlag im Affekt, was ich den Millionen Advokaten, die hier sind, abgelauscht habe. Ihr? Ach, Ihr seid mir zu gemein! Ich verlasse die Versammlung. Einen Bruder darf man totschlagen, aber doch nicht gleich ein ganzes Brudervolk. Das ist unter meiner Moral. Ich gehe!

Er stößt Dampf nach hinten aus und geht.

Chorus: Moralfatzke.

Lloyd George (nachdenklich). Eigentlich hätte der Kain in den Himmel kommen müssen. Ich bin immer für das Objektive.

Herodes (leidenschaftlich). Ich auch in den Himmel! Aber Ihr alle — alle nicht! Was haben Kain und ich getan gegen Euch? Fast nichts!

Sie prügeln den Herodes. Sie hauen ihm die goldene Königskrone, die er noch trägt, in die Zähne. Er flieht.

Lloyd George. Es wird wieder so heiß. (Zieht sein Taschenthermometer.) Neunhundert Grad!

Clémenceau. Sie heizen wieder mit deutschem Papiergeld, mit deutschen Protesten, mit deutschen Sterbehemden, die die Teufel aus den Särgen stehlen. Das ist ein wahnsinniges Futter für das höllische Feuer.

Lloyd George (seufzend). Und ich war so ein frommer Mann in England, so verehrt!

Clémenceau (zähnefletschend). Geschieht Dir recht! England habe ich — aber das sage ich ja erst heute hier in der Hölle — nie leiden gekonnt.

Paul Keller.

Es war einmal ein deutsches Kind.

Es war einmal ein deutsches Kind,
das sang auf Straßen und Stiegen,
und schwarz-weiß-rot flog die Fahne im Wind
und rauschte von deutschen Siegen.

Und das Kind war dem Lenz und der Freude verwandt
und lauschte mit Andacht den Glocken;
stolz-gütige Menschen legten die Hand
auf seine verwehten Locken.

Und gab es nicht immer den teuersten Fisch
und Mastpoularden aus Brüssel,
S a t t stand es auf vom sauberen Tisch,
und leer war n i e die Schüssel.

Und hatte der Winter das Haus verschneit,
dann hockte es lauschend am Ofen,
und hörte Geschichten aus ferner Zeit
und deutsche Weihnachtsstrophen.

Wenn der Tauwind über die Felder strich,
dann jauchzt' es dem Lenz entgegen —
Es war einmal . . . Und das Kind war ich,
und wuchs in Sonne und Segen.

Und wenn ich heut ein Bübchen seh',
eine junge Menschenblüte,
mit dünnen Schuhchen waten im Schnee,
und mit Augen, so glanzlos und müde,

und wenn ich dem blassen kleinen Mann
mit seinen sieben Jährchen,
sehe den Frost und den Hunger an
und das Heim ohne Glanz und Märchen,

dann wird mein deutsches Herz mir schwer,
dies Herz, so leidgeduldig;
ich schau ins Aug' ihm und denk', ich wär'
ihm eine Jugend schuldig . . .

Rudolf Presber.

Unsern Feinden.

Und blutet auch aus tausend Wunden
Alldeutschland, das am Boden liegt:
es hat kein Schwert uns überwunden;
verhungert sind wir — nicht besiegt!

Und kamt ihr zwanzig gegen einen:
ihr zwangt uns dennoch nicht ins Knie;
entwaffnet hat uns nur das Weinen
der Kinder, das nach Nahrung schrie!

Erst habt ihr euch als kluge Leute
für Recht und Billigkeit verbürgt;
wir glaubten euch und fühlen heute
die Henkersfaust, die uns erwürgt.

Ihr habt die Macht, ihr habt die Schande;
ihr wascht den Flecken niemals fort:
an unserm Volk, an unserm Lande
begeht ihr einen Meuchelmord!

An Hand und Fuß von euch gebunden,
von Haß und Hader heiß umdrängt,
so harren wir der Freiheitsstunden,
da Sklavenketten man zersprengt.

Und der Befreier wird geboren,
eh' frech der Feind uns alles raubt;
denn Deutschland ist noch nicht verloren,
so lang' es an sich selber glaubt!

Hans Eschelbach.

Schmach.

Zwischen den Ufern von Tutzing und Ammerland lag breitflutender Mondschein. Aus dem Hause des Dichters Will Namenlos fiel mattgelbes Licht in die Wipfel der Bäume. Um das untere Stockwerk wogten die Schatten und stiegen nach oben.

Mit gespanntem Blick saß der Krüppel an seinem Schreibtisch, der mit Akten bedeckt war.

„Die Saat von Versailles!" sagte er düster, die Hand auf die Stöße von Briefschaften legend.

Der Hagere neben ihm zuckte die Schultern und hielt ihm die Mappe.

„1925 soll das Flottenprogramm Amerikas vollendet sein. Völkerbund — Abrüstung!" Seine Faust schloß sich ballend. „England wütet und schmollt. Und — es rüstet im Stillen. 1923, spätestens 1924 ist die mächtigste Flotte der Welt überflügelt. Sechzehn Schlachtschiffe Amerikas gegen dreizehn in England. Glaubt dieser Völkerbundsnarr Woodrow Wilson, daß England das hinnimmt? Will er den Krieg?"

Will Namenlos schloß einen Brief mit den Lippen und griff nach dem Siegel. Er trug ihn

in Ringform. Schlank und doch wuchtig umschloß er den Finger. Zwei Pharaonenköpfe trugen schwergoldene Platte. Ein Monogramm fehlte. An seiner Stelle glitzerten, tief eingeschnitten, seltsame Figuren, Sternzeichen des Himmels, umschlossen von Babylons Ewigkeitsbildnis, den zwei ineinanderliegenden Dreiecken . . .

Der Hagere griff nach dem Brief und verschloß ihn. Seine stahlgrauen Augen leuchteten drohend.

„Und wir schreien nach Frieden! In längstens drei Jahren ist die Welt wieder reif für das Morden. Das bedeutet für uns, das ausgeblutete Deutschland — —"

„Den Aufstieg, Fritz Baumbach!"

Der andere stockte in fragender Haltung. Über die dunklen Brillengläser des Krüppels lief flüchtiger Lichtschein. Er legte sich tief in den Sessel.

„Wenn Deutschland nur dieses Mal Wort hält, wenn unser Volk nur dies eine Mal einig, nicht blind dem Gefühl folgt, wird dieser Krieg auch unser Heil sein."

„Wo bleibt dann dein früherer Standpunkt? Dein Streben nach Frieden. Dann gibst du doch zu, daß ein Krieg nur zum Ziel bringt!"

„Ein Krieg, ja. Für England. Er wird den Krieg Deutschlands beenden. Leben wir jetzt schon im Frieden? Seit 1914 haben wir Krieg. Bis heute. Der Pakt von Versailles ist

Krieg gegen Deutschland. Vernichtung und Schändung mit anderen Mitteln. Wo haben wir Frieden? Sieh hin nach dem Osten! Deutschland kämpft um seine Grenzen mit Polen. Polen würgt sich mit Rußland. Livland, Lettland, Ukraine, Ungarn, Italien, Tschechoslowaken und Slawen, der Balkan, die Türken, Ägypten und Indien — wo, wo ist der Frieden? Sieh hin nach dem Westen! Frankreich steht drohend am Rheinstrom und lauert nach Frankfurt und Darmstadt, nach Essen und Barmen. Jeder Tag bringt uns andere Not. Rheinland, Pfalz, Saarstaat: Vergewaltigung, Terror, Krieg, wo du auch hinblickst. Der Notschrei des Volkes erstickt im Gelächter des trunkenen ‚Siegers'."

Der Hagere biß auf die Zähne.

„Sieger! Dies Volk. Hundertfach überwunden, und jetzt —!" Er sah seitwärts.

Will Namenlos überhörte den Einwurf.

„Wo hat Deutschland den Frieden? Im Innern und außen? Wo Frankreich? Und England? Der Kampf mit den Iren. Mißtrauen auf Frankreich. Amerikas Drohung. Wettrüsten und Wahnsinn. Japan sitzt sprungbereit für Amerikas Kehle. Frage ist nur, wer als Früherer losschlägt. Ob Japan, ob England. Beide entschlossen, Amerikas Flotte nicht erst abzuwarten. Jeder hofft, daß der andere anfängt. Daß Amerika blutet, bevor er

selbst losschlägt. Jeder weiß, daß danach auch die Abrechnung kommt zwischen Japan und England. Nur deshalb das Zögern. Amerikas Vorteil. Wo, wo ist heute Frieden?"

„Dann — geht Deutschland zugrunde!"

Die Stimme war brüchig.

„Nein, Deutschland wird steigen! Ihr klebt alle noch an dem Irrwahn der Väter. Muß denn Deutschland immer der Schauplatz des Krieges sein?! Muß denn das Volk stets für andere bluten und mitten dabei sein? Teutonische Rauflust! Wodurch hat sich denn England die Weltmacht gewonnen? Durch Kriege — der anderen. Perfides Albion — Verhetzer der Völker — pah — Politik. Wenn Deutschland doch lernte! Wenn es sich freimachen könnte von der Arterienverkalkung soldatischer Führung. Diplomaten fehlten ihm. Keine Salondiplomaten für Orden und Frühstück. Weltkundige Männer, mit Zielen, Ideen. — Sie werden einst da sein. Die Zeit wird sie schaffen. Du fragst mich, was Deutschland ein Krieg Englands nütze? Gesetzt den Fall, England führte den Krieg übers Wasser. Wer anders soll ihm die Rüstungen liefern, als — Deutschland? Ein Krieg über See in gigantischen Formen, Englands Industrie angespannt bis zum letzten, Frankreichs Rüstkammer zu unbedeutend, Amerika ausgeschieden als Waffenfabrik der Entente — —

Rechne, mein Lieber! England wird uns nicht missen können als Bundesgenossen. Und Albion w e i ß das. Deshalb manche Winke, versöhnliche Haltung, trotz Millerands Grollen. Wie soll England Deutschland als Helfer benutzen? Soldaten? Wie früher? Es führt einen S e e krieg. Wir sind ohne Flotte. Und deutsche Armeen in Albions Rücken? Freiwillig niemals! So töricht ist drüben kein englischer Führer. Aber die deutsche Industrie lebt. Ihre Kraft ließ die Welt einst erzittern. Und der Deutsche ist dumm — schätzt man drüben. Er arbeitete stets gern für andere Völker. Also macht man Neudeutschland zur Rüstkammer Englands, zur Waffenfabrik für den Seekrieg. Auch wenn man's nicht wollte — wer kann's noch verhindern —?"

„Wird Frankreich das dulden?"

„Es wird sich schon sträuben. Mit Händen und Füßen. Und England — wird lächeln. Frankreich allein? Pah. Ohne England und Wilson? Ein aufgeblasener Laubfrosch mit giftiger Galle. Man wird ihm die Luft entziehen, die Hilfe der Großen. Das sterbende Schweinchen. Der Spott für die Kirchweih. Es wird eines Morgens frostklappernd erwachen und sich selbst erkennen. Soll es dann vereinsamt den Kampf nochmals wagen? Mit Deutschland und Rußland? Es wird knirschend schweigen. Und lauern und zittern. Und

Deutschland wird rüsten. Fabrik an Fabrik wird entstehen. Unübersehbar. Im Westen und Osten. Geschütze, Gewehre, Handgranaten, Torpedos, Schiffe und Panzerplatten, Bahnschienen, Drahtnetze, Uniformen, Konserven — Milliarden und Abermilliarden werden ins Land fließen. Deutschland wird starren in Waffen. Um England zu helfen. Es wird Kriegsgewinne einheimsen. Phantastische Summen. Es wird aufblühen und wachsen zu ungeahnter Entwicklung. Während Albion blutet und Frankreich sich windet —."

Fritz Baumbach reckte die Arme.

„Meister! Meister! Wenn wir das noch erlebten! Und dann der erlösende Aufruf zum Kampfe. All-Deutschland in Waffen. Vergeltung an Frankreich. Versailles zertrümmert. Krieg! Krieg! Und die Schande zu Ende!"

In des Krüppels Gesicht trat plötzliche Trauer.

„Ist denn das deutsche Gehirn so vertrocknet, daß du selbst nur ‚Krieg' schreist?! Geht euer Denken nur in einer Richtung, seit tausenden Jahren? Warum Krieg? Warum bluten und leiden? Muß Deutschland immer in Torheit verbluten, wenn es hoch in Saft steht? Bist du dressiert auf den Krieg, wie ein Feldherr? Ja, alle werden so rufen, Krieg rufen, die töricht und alt sind. Ihr Gefühl wird ihr Hirn überwuchern, daß sie nur noch Blut sehen. Die Aussicht auf Rache

an Frankreich wird locken und blenden. Dann gebe uns Gott weise Männer als Führer! Ohne einen Tropfen Blut, ohne die Tränen der Mütter und Frauen wird uns Vergeltung, wenn Deutschland nur wach bleibt!"

„Versailles?"

„— wird zum Fetzen Papier. Wird zerrissen. Denke dir England im Krieg und Frankreich in Ohnmacht. Deutschland voll Waffen und strotzend von Männern. Erprobte Soldaten und kräftiger Nachwuchs. Ein Runzeln der Brauen, ein drohender Blick — und England wird zittern, ganz Frankreich wird jammern. Dann ist der Augenblick endlich gekommen. England wird heuchlerisch grinsen: Ihr bleibt doch neutral, wie? Frankreich wird kommen und Bücklinge machen, Geschenke anbieten, wird plötzlich begreifen. Dann müssen wir — lachen! Nicht Krieg schreien! Lachen! Neutral? Ei gewiß doch! Bei Freunden, wie ihr seid? Ihr wart doch stets Freunde im Grund eures Herzens? Versailles? Ein Irrtum. Ein Scherz unter Freunden. Habt ihr nie ernst genommen. Ihr wartetet nur auf Gelegenheit zu revidieren. Neutralität — Revision! Aber wir lassen ja mit uns reden. Ihr habt da ein paar Milliarden ergaunert. Witz, Witz! Wird gestrichen. Mit unseren Kolonien ist euch ein Irrtum passiert. Ihr habt sie euch eingesteckt, in der Eile. Macht

nichts, macht gar nichts. Wir nehmen sie wieder in eigene Verwaltung. Mit Zinsen natürlich. Und dann die Besatzung im Rheinland, im Saarstaat —— Bei Freunden? Neutral? Geht, erspart euch die Mühe, ersetzt schnell den Schaden und trollt euch nach Hause!"

Will Namenlos schlug auf den Tisch, daß es klirrte.

„So muß man dann reden in Deutschland. Wenn's erst an der Zeit ist. Bei Gott, sie wird kommen! So tilgt man die Schande. Nicht durch neues Morden. Stellt euer Gehirn um und lernt endlich denken!"

Mit einem Ruck legte Baumbach die Mappe beiseite und griff nach der zitternden Linken des Krüppels.

„Amen!" sagte er kurz, doch mit leuchtenden Augen. „Ich war ja ein Nashorn!"

Draußen ging eine Klingel. Will Namenlos sah auf die Wanduhr. Der Hagere trat an das Fenster.

„Der Bote aus Mannheim," sagte er ruhig und stapfte ins Dunkel.

Unten klappte das Gitter. Dann krachte die Treppe. Die Türe versank in dem Dunkel des Ganges. Auf der Schwelle stand eine schlanke Gestalt, den Hut in den Händen.

„Guten Abend," sagte es deutlich. Der Licht-

schein fiel auf ein junges und schönes Gesicht. In scharfgeschnittenem Umriß standen tiefblaue Augen. Das Blondhaar war wellig nach hinten gestrichen. Die Stirne lag offen.

Beim Anblick des Krüppels stockte der Fremde. Fritz Baumbach nahm ihm den Hut aus den Händen.

„Willkommen, mein Lieber."

Will Namenlos nickte und wies nach dem Sessel. Er suchte ein Schriftstück und legte es vor sich.

„Sie kommen von Mannheim. Und heißen Hans Heimann. Sie wünschen durch Tat Ihrer Heimat zu nützen?"

Der andere zuckte.

„Ich will Rache haben."

Will Namenlos strich mit der Hand durch den Lichtschein.

„Rache ist ein persönlicher Haß, ist nur Egoismus. Wir dienen dem Volke und seiner Gesamtheit. Das ist etwas anderes."

„Man hat mich zu Ihnen geschickt, weil ich hier helfen könne, die Heimat zu rächen."

„Das sollen Sie auch. Doch in anderer Weise. In besserer Weise. Sie sind uns empfohlen. Sie hatten in letzter Zeit Schweres zu tragen. Mein Beileid als Deutscher."

Der Junge nahm stumm die Hand und rang mit

den Tränen. Eine merkbare Unruhe kam über sein Wesen. Will Namenlos blickte zu Baumbach hinüber. Der nickte bejahend. Wie in einer Antwort.

„Man hat Ihnen selbst und Ihrer Braut Gewalt angetan durch die Schwarzen. Erzählen Sie bitte, wie alles gekommen."

Der Junge erhob sich und setzte sich wieder. Empörung und Grauen glomm in seinen Augen.

„Kennen Sie Neckarspitze?" fragte er hastig. „Neckarspitze ist eine Insel, gegenüber von Mannheim. Sie wird von Neckar und Rhein gebildet. Sie ist von ihrem Mutterland durch einen Kanal abgeschnitten. Als einer der wichtigsten Innenhäfen Deutschlands ist diese Insel bedeckt mit Petroleumtanks, Warenhäusern, Schuppen, Eisenbahnen, Beamten- und Arbeiterhäusern. Ich war dort in einem Stapelhaus angestellt. Und auch meine Braut — —"

Seine Stimme klang brüchig. Er lief durch das Zimmer.

„Die Franzosen haben dort, im unbesetzten Gebiet, eine Kompanie Schwarzer zur Bewachung der Hafenanlage quartiert. In erster Zeit merkten wir wenig von ihnen. Die Leute hatten ihr Viertel für sich und hielten sich leidlich. Eines Tages wurde das anders. Die Wache wurde verstärkt, die Brückenkontrolle verschärft. Weiß der Satan,

wodurch — die Leute waren plötzlich nicht wiederzukennen. — Man sprach von Befehlen der Weißen. Sie lungerten tags auf den Straßen herum vor ihren Quartieren, schnüffelten durch die Schuppen und Häuser und belästigten die Passanten durch Worte und Gesten. Besonders Frauen. Wenn sie zu mehreren zusammensaßen, riefen sie Zoten. Daß sie uns ‚Schweine' nannten, war bald alltäglich. Wir waren ganz wehrlos. Ein Lehrer, der sich beschwerte, wurde grob fortgewiesen vom Oberst in Mannheim. Am nächsten Tage fand man ihn blutend dicht bei seiner Wohnung.

Vor zahlreichem Volk wurden Mädchen belästigt, geküßt und beleidigt. Wir durften nicht helfen. Es gab gleich Gefängnis für jeden, der einschritt, und Strafen für alle. Auf der Brücke nach Neckarspitze griffen die Schwarzen, im Beisein der Weißen, oft von Offizieren, den Frauen und Mädchen in Blusen und Röcke. Um zu — kontrollieren, erklärten sie grinsend. Und die Offiziere drehten sich seitwärts, als ob sie nichts sähen, und machten noch Witze.

Eines Abends war ich mit meiner Braut in Mannheim. In einem Vortrag. Wir verpaßten die Trambahn. Es war kurz nach neun, als wir die Brücke erreichten. Kaum auf dem anderen Ufer angelangt, wurden wir angehalten. Von einem Schwarzen . . ."

„Nur ruhig, mein Lieber. Nur ruhig berichten!"

Die Augen des Sprechenden brannten. Seine Hände waren zu Krallen geballt. Er hörte nicht mehr, was der Ältere sagte. Sein Atem ging kurz, keuchend, gestoßen —

„'Aben Sie Uhr?' frug der Kerl uns und grinste.

Ich zog meine Uhr. ‚Es ist neun Uhr vorüber.'

‚Aben Sie Pässe?' fragte er weiter.

Ich griff in die Tasche und gab ihm die Karte. Meine Braut hatte nichts, keinen Paß oder sonst was. Sie wohnte ganz nahe bei der Brücke und brauchte das niemals.

‚Nix, nix!' rief der Schwarze. ‚Mitgehen — zur Wache!'

Ein teuflisches Grinsen fletschte aus seinen weißen Zähnen. Vom Haus gegenüber kamen andere Schwarze. Er stieß mich beiseite.

‚Paß holen, — von Fräulein! Fix! Laufen!'

Meine Braut schrie vor Schrecken und hielt mich umklammert. Der Kerl griff ihr wild um die Taille. Die anderen lachten.

‚Lassen Sie meine Braut!' schrie ich wütend und drängte ihn seitwärts. ‚Die Dame wohnt Kalkstraße fünfzehn. Ich hafte für sie.'

‚Boche, verfluchter!' — zischte die Bestie. ‚Paß! Marsch — auf Wache. Ise gutt, wenn i ch Mädchen hatte.'

Die anderen Kerle umdrängten uns wiehernd. Zwei packten mich fest bei den Armen. Ich stolperte vorwärts. Mit einem Blick sah ich, wie meine Irmgard sich wehrte. Der Riesenkerl hielt sie hoch in den Armen, die Hand zwischen ihren Beinen, und schloß ihr den Mund zu. Wie ein Rasender stieß ich die beiden zurück und lief auf das Paar zu. Ein Negerhund hielt mir das Bein. Ich fiel auf das Pflaster. Gleichzeitig bekam ich ein Holz in den Rücken. Ein Brett, einen Kolben. Ich weiß nicht. Weiß nichts mehr. — Ich lag auf der Straße, wimmernd, ohne mich heben zu können, und sah, wie die Kerle laut lachend verschwanden. Nicht etwa zur Wache. Nah — in einen Schuppen! Meine Braut hing wie leblos, von dreien gehalten. Plötzlich schrie sie laut auf — schrie — schrie — Ah, dieser Schrei — ich höre ihn ewig! Ich fühlte keine Schmerzen mehr. Ich riß mich zusammen. Ich kroch auf den Händen zum Schuppen hinüber. Das Tor — war verschlossen. Und drinnen ein Wiehern und Gröhlen — zur Hölle . . .! Ich hämmerte gegen die Bohlen, ich schrie, ich beschwor sie — — Alles vergebens! Einmal schöpfte ich Hoffnung — ein Schritt kam nach vorne. Ein Schwarzer stand drinnen und horchte nach draußen. ‚Max dich! Nix schreien! tut ihr gutt! deutsche Sweine.' Dann ließ er mich liegen.

Ich weiß nicht, was dann noch geschehen —. Ich habe an Türen gerüttelt, an Klingeln gezogen. Habe mit Menschen gesprochen, um Hilfe gebettelt — — Niemand, niemand, der einschritt! Versklavt und entwaffnet! Dann rannte ich über die Brücke. Rannte nach Mannheim. Lief um mein Leben und wußte doch längst, daß schon alles zu spät war. Ich hatte gehört, daß eine Kommission drüben wohnte.

Ich stand in einem Zimmer. Vor einigen verschlafenen französischen Männern, vor weißen Männern, vor weißen Soldaten. Ich lag, kniete, flehte! Man zuckte die Achseln. Heut nacht nichts zu machen. Offiziere sind schlafen. Morgen früh, wenn sie aufstehn. — Ich lief weg. Ich kam wieder. Die gleiche Entgegnung. Mit Gewalt brachte man mich aus dem Zimmer. Ich ging wieder heimwärts, langsam, abgeschlossen mit mir, ohne Hoffnung. Kam über die Brücke. Der Platz ausgestorben. Ich kam an den Schuppen. Das Tor stand weit offen! Ich wankte nach innen. Schmutz, Stroh, leere Tonnen. Kein Mensch mehr zu sehen. Im Hintergrunde ein Lichtschein, — ein hellerer Fetzen — — ein Kleid —"

Mit lautem Aufheulen griff sich der Junge zur Stirne und warf sich aufs Sofa. Langsam, väterlich strich ihm Fritz Baumbach über die Haare.

Die Narben des Krüppels trieb pochendes Blut hoch.

„Armer Junge — mein armer Junge."

Der andere sah mit verglasten Blicken ins Weite.

„An zwei Balken gebunden — nackt — besinnungslos — mit weit auseinander gerissenen Beinen — im Schoß zur Verhöhnung . . . "

Das Grauen verschlang seine Stimme.

„Tot?" fragte der Dichter.

„Nein, schlimmer. Von Sinnen. Drei Wochen noch lag sie in schrecklichen Träumen, gejagt und gefoltert, in Fieber und Wahnsinn, von Seuche gepeinigt — — Dann zog man sie eines Nachts aus dem Neckar . . .! Rache!" heulte er auf, „gebt mir Rache!"

Fritz Baumbach griff fest seine Hände und legte den Arm um die Schulter Hans Heimanns. So ging er mit ihm durch das nächtliche Zimmer. Langsam beruhigte sich die Wallung des Jungen.

„Was ist weiter erfolgt dann? Was tat die Behörde?"

Hans Heimann stand keuchend.

„Sieben Schwarze hatten die Arme mißbraucht. Bis früh an den Morgen. Ein Hund ward bestraft. Mit Gefängnis. Drei Wochen. Vergehen — auf Wache!"

„Drei Wochen. Zum Teufel!"

Der Hagere knirschte.

„Auch die hat man ihm noch geschenkt von den Weißen. Wegen trefflicher Führung im Kriege!"

Mit einem Ruck stellte er sich vor den Krüppel.

„Herr! Können Sie mir zur Rache verhelfen? Ich frage nichts weiter. Ich will kein Geheimnis. Nur das will ich wissen. Dann bin ich der Ihre, was Sie auch verlangen."

Will Namenlos zog sich hinauf auf die Krücken. Starr und schweigend stellte er sich vor den Frager. Die blauschwarzen Räder der Brille dicht vor dessen Antlitz. Sekunden vergingen. Dann legte der Krüppel den Kopf in den Nacken, als wolle er beten.

„Wir werden Sie rächen. Willkommen, als Helfer."

Mit einem seltsamen Schauer und Beben der Ehrfurcht legte der Junge die Hand in die seine. Will Namenlos nickte zu Baumbach hinüber.

„Alles weitere werden Sie morgen erfahren. Sie sind der Sekretär dieses Herrn dort. Morgen begleiten Sie ihn in die Pfalz und dann weiter ins Rheinland. Schlafen Sie aus. Morgen früh reisefertig. Gott segne dich, — Deutscher!"

Reinhold Eichacker.

Angst.

Auf der nächtlichen Landstraße nach Mainz jagte ein graublaues Auto. Jagte, wie ein gehetztes Phantom, keuchend, fauchend, zischend. Sprang mit den Rädern die Stille an und peitschte mit glühweißen Lichtern die Nacht in das Schweigen der Häuser. Vieh brüllte auf in den Ställen. Eine gelbgraue Katze glitt wie ein lautloser Spuk in vereinsamte Höfe. Die Hupe des Lenkers schnitt tönende Rillen in leuchtenden Nebel.

Der Lichtschein der Stadt drängte näher. Mauern sprangen vor, Häuser, Straßen. Glanzübergossene Plätze tauchten auf und versanken. Das Auto schoß weiter. Plötzlich ging es wie ein Zittern durch stählerne Glieder. Die Bremse schrie an. Eine Ecke bog um. Der Kraftwagen stand. Türen flogen auf. Männer in graublauen Uniformen sprangen heraus, packten eine hohe Gestalt und verschwanden im Dunkel schmalschultriger Türen.

Im oberen Stockwerk schlug hart helles Licht auf. Ein Kopf bog sich durch das Geländer zur Treppe.

„Qu'est ce qu'il-y-a?"

Aus der Tiefe tauchten breite Gestalten, aufflackernde Schatten.

„Wir haben ihn, Dubois."

Mit einem Ruck stieß ein schwarzer Soldat einen Mann in das Zimmer.

„Sale Prusse! Boche! Cochon! Là!"

Der Gescholtene zog die Mundwinkel ein und trat in den Lichtschein. Seine hagere, lange Gestalt stieß fast an die Lampe. Mit einem eisigen Blick durchmaß er den Raum und sah dann zu Boden.

Vom Schreibtisch stand ein Offizier auf. Buntschillernde Streifen von Orden bedeckten das Rocktuch. In schwarzbraunen Augen glomm deutlicher Haß hoch. Das Kinnbärtchen zuckte.

„Tiens! Boche!" stieß er zwischen weißknirschenden Zähnen. „Wer sind Sie? Ihr Name?"

Der Hagere hob kurz die bläulichen Lider. Ein stahlgrauer Blick traf den kleinen Franzosen, — der Blick eines Adlers. Einen Augenblick nur. Ohne jede Entgegnung.

Der andere trat instinktiv einen Schritt weit zurück und griff nach der Feder. Wie nach einer Waffe.

„— — Wie Sie heißen?" fragte er nochmals in leichterem Tone.

Über des Langen Gesicht ging ein flüchtiges

Zucken. Seine offenen Augen brannten in merkbarem Hohn auf.

„Stehe ich vor einem d e u t s c h e n Gericht? Ich bin Deutscher — in Deutschland.“

„Sie sind hier in Mainz, im besetzten Gebiet. Und ich will Ihren Namen.“

„Ich bin Deutscher, und bin hier in Deutschland, auch wenn es besetzt ist. Die Besetzung durch Frankreich währt wohl — nicht ewig.“

Der Franzose schoß hoch, bei dem Hohn dieser Worte.

„Das werden wir sehen, Herr! Ich wünsche mich hier nicht mit Ihnen über Politik zu unterhalten.“

„I ch habe mit Ihnen überhaupt keine Unterhaltung gewünscht.“

„Monsieur!“

Sieben wütende Augenpaare durchstießen den Deutschen. Auf dessen Stirn schwoll leicht eine Ader.

„Man hat mich, nachdem ich in einer behördlich erlaubten Versammlung gesprochen, zur Nacht aus dem Zimmer gerissen, zum Mitgehen gezwungen und in ein Auto geschleppt. Wer gibt Ihnen, Herr, dieses Recht, mich zu zwingen?“

Der Oberst strich spöttisch blinzelnd den Spitzbart.

„Das Recht des Siegers, Monsieur. Die Sicherheit des französischen Staates . . ."

„Ich war auf der Durchreise. Ich unterstehe nur deutschen Gesetzen — —"

„Wenn wir Ihnen Unrecht getan haben sollten, wird Ihre deutsche Regierung zweifellos protestieren. Eine Note? Vielleicht an den Hohen Rat in Paris?" . . .

Wieherndes Gelächter zerriß seine Worte. Die schmutzige Lampe kniff zischend ihr Licht ein. Des Deutschen Gesicht war bleich wie sein Kragen. Er gab keine Antwort. Sein Blick forschte über den Schreibtisch und haftete kurz an einem eisernen Schlüssel von seltsamer Windung. Der Franzose nahm Platz an dem Pult in der Mitte.

„Wollen Sie jetzt endlich sagen, Herr, wer Sie sind?"

„Nein. Ich protestiere gegen jedes Verhör."

„Man wird Sie zwingen."

„Pah!"

„Boche! Sale cochon!" schrie der Schwarze am Eingang und fletschte die Zähne.

Der Offizier winkte ab. Aus den Augen des Deutschen schoß drohendes Leuchten.

„Ich bitte, Herr Oberst, dafür zu sorgen, daß Ihre Leute mich nicht mehr beschimpfen. Ich müßte Ihnen sonst die Verantwortung überlassen, wenn — —"

Der Franzose sprang wütend ins Zimmer.

„Monsieur! Sind Sie toll? Sie wagen zu drohen?!"

„Ich drohe nicht. Ich habe gewarnt, Herr."

„Warnen? Wovor? Sie sind hier, zu parieren. Nichts weiter. Verstanden?"

Der Hagere zuckte gelangweilt die Schultern.

„Ich verlange zu gehen. Ich wünsche sofort freigelassen zu werden."

Der kleine Franzose schwoll dick, wie ein Frosch an und stand auf den Zehen.

„Sie haben zu schweigen, verdammter . . .!"

Ein stechender Blick aus den Augen des Deutschen ließ ihn jäh verstummen. Die sieben Franzosen umdrängten die Lampe. Glühweiß glomm das Auge des Negers. Er griff nach dem Kolben.

„Sale boche! Sale cochon!" — Ah . . .!"

Ein pfeifender Hieb, gedankenschnell und krachend, wie der Schlag eines Hammers traf auf seinen Schädel. Wie ein Steinklotz sackte er polternd zu Boden. Mit flammenden Augen, die sehnigen Fäuste geballt, stand der Hagere breit in dem Lichtkreis. Mann für Mann faßten seine Blicke die anderen, zum Angriff gerüstet.

„Parbleu!" stieß der Oberst wutzischend hervor. „Das werden Sie büßen! Das war tätlicher Angriff... Französische Truppe... Das kostet Ihr Leben."

Der Hagere senkte die Arme und sah auf die Wanduhr.

„Ich habe gewarnt. Und ich wünsche zu gehen. Soll ich hier etwa noch ganze Nächte verbringen."

Der Offizier trommelte nervös mit den Fingern. Abschätzend und unsicher streifte er die Figur seiner Leute. In widerwilliger Bewunderung sah er hinauf zu dem Gegner.

„Ich weiß, wer Sie sind, Herr! Das werden Sie merken. Sie werden verhaftet."

Der Hagere warf einen Blick nach der Türe. Ein Trupp von Soldaten stand drohend im Anschlag, den Finger am Abzug. Er biß auf die Lippen und drehte die Uhr auf, als sei er zu Hause.

„Sie haben die Macht hier. Ich lege Protest ein."

Der Oberst griff kurz nach dem Hörrohr am Schreibtisch.

„Hallo! Wache dort? Sieben Mann zum Transport her! Nein ‚Arrestlokal — wie? Nom de diable! Alle fort? Was? Dann rufen Sie gleich Wache II an. Es sollen Leute geschickt werden —"

Er wandte sich ins Zimmer.

„Sie werden so lange hier nebenan warten."

Ein Mann riß die Tür auf. Wieder streiften die Blicke des Langen den Tischbord. Ein blitzschnelles Zucken des Hohns huschte über die

knochigen Züge. Wie in Erstaunen drehte er sich auf der Ferse und hielt sich leicht stolpernd am Pfosten des Schreibtischs. Einen Augenblick lang. Dann schritt er, ohne Widerstand, in das andere Zimmer. Seine Hand senkte sich in die Tasche des Rockes. Es klang leise auf. So, als fiele ein Schlüssel. Dann klappte die eichene Türe ins Stahlschloß.

Der blaugraue Oberst lief quer durch das Zimmer.

„Sacre diable! Tonnère!" fluchte er in sich hinein. Mit einem Ruck drehte er sich auf den Hacken.

„Wissen Sie, wer der Mensch ist?"

„Agent?" frug der Hauptmann.

„Friedrich Baumbach — ich wette!"

„Friedrich Baumbach? Der Führer ...?"

„Der Führer vom Deutschbund. Der lange Gesuchte! Ich hatte erst Zweifel. Diese Szene verriet ihn. Der Mensch ist ein Satan! Schon zweimal, in Speyer und Köln, war er unser. Er ist von unglaublicher Frechheit, der Bursche. Sie sahen die Augen? — Zweimal ging er flüchtig. Es gibt keinen zweiten so gefährlichen Menschen für Frankreich wie diesen Fritz Baumbach."

„Haben Herr Oberst nähere Informationen über den Deutschbund? Man munkelt so vieles."

„Nur, was auch Paris weiß. Ein Teil mag Geschwätz sein, das meiste wird stimmen."

„Ein Klub der Revanche?"

Der Oberst blieb stehen.

„Mehr! Mehr! Ein Geheimbund der Deutschen. Er geht gegen Frankreich, geht gegen Versailles. Zum erstenmal wissen Boches zu schweigen. In Freimaurerlogen geht's nicht so geheim zu! Jeder Kerl soll nur den eigenen Vorgesetzten kennen, sonst niemand. Wenn's stimmt, was Paris sagt, ist der Bund ein Vesuv — ah — ein rauchendes Feuer. Unheimlich disziplinierte Organisation muß es sein. Ein Schwur hält sie alle auf e i n Ziel gerichtet: Revanche! Versailles!"

Der Kapitän lachte spöttisch.

„Das klingt so — französisch. Wir haben die Waffen."

Der Oberst warf die Zigarette zu Boden.

„Die Bande ist einig!"

Ein Zug nervöser Angst zitterte um seinen Spitzbart. Ein plötzliches Schweigen lag lastend im Zimmer.

„Und was sind die Leute?"

„Alles. Alles, Monsieur! Kein Stand hält sich abseits. Und alles pariert. Ingenieure und Gelehrte arbeiten Tag und Nacht nach bestimmten Befehlen. Geschützpläne, Sprengstoffe, Höllenmaschinen werden heimlich entdeckt, erfunden, er-

dacht. Landwirte, Offiziere, Bankiers — ein ganzer Generalstab arbeitet für einen künftigen Krieg. Jeder in seiner Branche. Nur die fähigsten Köpfe. Ungreifbar, unentdeckbar. Niemand weiß was vom anderen. Gerüchte tauchen auf, Notizen in den Zeitungen machen stutzen, geben Anregungen, Winke, Orders. Schriftsteller, Maler erinnern konsequent in jedem ihrer Werke an die Schmach von Versailles. In Vortragssälen, in Kabaretts beginnt man mit einem patriotischen Vortrag. „Michel, sei stolz!" oder wie sonst das Zeug heißt. — Flammen! Flammen! Nebel! Tausend Teilchen ohne Knochen. Und wir sehen es, fühlen es, riechen es! Stoßen mit dem Schwert darein, hämmern mit der Faust darauf — Nebel! Der deutsche Geist ist stumm an der Arbeit!"

Der Kapitän zwirbelte an seinem Schnurrbart. Er war in Gedanken.

„Der deutsche Geist — ganz gewiß. Aber war es nicht genau so bei uns, nach dem Frankfurter Frieden? Wird es nicht jeder besiegten Nation so ergehen? Ein Geist, ein Volk, das nicht gänzlich versklavt ist, wird sich aufrichten wollen. Besser: aufrichten m ü s s e n. Der einzelne leidet und grübelt und werkelt. Gemeinsame Ziele, gemeinsame Stimmung. Das Wort La patrie — la revanche wirkt magnetisch. Ich sehe darin nur natürliche Kräfte, Entwicklung, nichts weiter. Aber

Organisation, Geheimbund, Deutschbund? — Man ist nervös in Paris. Dem Vetter in England ist wenig zu trauen. Man hat — ja, man hat — äh — —"

Er stockte. Der Oberst schlug hart auf das Tischbrett. Sein Kopf war gerötet.

„Man hat Angst, Kapitän! Nichts als Angst — ah... die Schande! Hier die siegreiche, unüberwindliche große Nation, machtvoll, drohend. Dort ein Volk weißer Sklaven, ohne Waffen, arm, verhungert, uneins, ehrlos, rings verachtet — ah, und man fühlt, wie Neutralien lächelt, wie man wispert, wie man Frankreich verspottet —! Und wir müssen hier mit allen Windmühlen kämpfen. Wir werden zum Don Quichotte aller Nationen. Unsere geheimsten Befehle und Pläne verschwinden. Verschwinden vom Schreibtisch, am sonnigen Tage. Wie weggeblasen, spurlos. Stets andere Rätsel... Mille diables! Wir haben d o c h Grund, für Frankreich zu fürchten!"

„Vor dem deutschen G e i s t, ja. Wenn er erwacht. Und das zu verhindern, heißt für uns — regieren. Aber eine deutsche Organisation, ein Geheimbund? Daran glaube ich nicht. Das sind Märchen. Ich kenne die Deutschen zu gut. Ich war nicht umsonst sieben Jahre Spion dort. Dazu fehlt diesen Leuten die Führung, der Korpsgeist — kurz alles."

Der Ältere winkte schroff ab.

„Früher vielleicht. Diesmal nicht. Es marschiert alles viel zu genau jetzt. Ein System steckt darin. Zufall? Nie! Ah, nous verrons! Sehen Sie hier: General Mangin schickte mir heute den Wisch da. Ein Heft: Haßgedichte an Frankreich. Irgendwo wurden sie beschlagnahmt. Drüben überm Rhein wird's in Massen gelesen, bejubelt — System, Herr! Wir protestieren, drohen, wüten — die Regierung macht eine Verbeugung, das Volk selber buckelt, die Broschüren verschwinden — mille tonnère — aber nicht aus den Herzen! Ungreifbar, roter Nebel! Man wird sich's merken. Der Verfasser hat Verwandte in Mainz. Wenn er sich herwagt, soll er liebevolle Aufnahme finden."

„Eine Anklage für die Gedichte?"

„Par dieu! Für Gedichte? Der Mann war im Krieg Offizier. Ein Zeuge — und die Anklage auf Diebstahl ist fertig. Gemeines Verbrechen — nichts klarer."

„Wenn er unschuldig ist..."

Der Oberst lachte belustigt.

„Peinlich! Peinlich! Der Irrtum wird sich dann bedauerlicherweise erst nach Jahren herausstellen. Nach Jahren Gefängnis. Selbst Dichter sollen das übel verdauen. Die Leute haben Ner-

ven, Ehre, Seele oder dergleichen. Aber — irren ist menschlich. Warum schreibt er Gedichte!"

Der Kapitän blätterte interessiert in dem Heftchen.

„Der Verfasser ist ein bekannter deutscher Dichter."

„Um so schlimmer. Können Sie's lesen? Ich verstehe nicht alles."

Der Jüngere nickte und las, jede Zeile zerpflückend und gleich übersetzend:

Haß singe mein Lied!

Ich hatte zu Menschen nur Liebe gekannt,
ich hatte den Haß aus dem Herzen gebrannt
und lehrte dem Schuldner vergeben...
Ich hatte gemeißelt die Gottheit in mich,
ich hatte gegeißelt mein eigenes Ich
im Kampf um ein ewiges Leben.
Heut' bin ich nur Haß
und heut' bin ich nur Nacht!
Du, Frankreich, hast wieder zum Tier mich gemacht,
dein Neid schuf aus Göttern Eunuchen!
Du schlugst mir das Jenseits zu Trümmern und Brei
— heut bin ich nur Fackel, heut bin ich nur Schrei,
heut' bin ich nur Mensch, um zu — fluchen!
Verflucht sei die Hand, die als Freund dich begrüßt,

verflucht sei die Tat, die dein Leben versüßt,
verflucht sei dein Blut, bis die Schuld du gebüßt,
verflucht sei dein Prahlen und Prassen!
Mein letztes Gebet im erwachenden Tag,
im Takt meines Herzens der einzige Schlag
sei künftig: dich, Frankreich, zu hassen!"

Der Oberst stand mit gerunzelter Stirn, den Kopf vorgebeugt in den Lichtschein.

„Ah, das ist stark, — das ist stark! Sie hören, Kapitän! Ist das auch dieser Geist weißer Sklaven, den man sieht, wo man hinspuckt? Lesen Sie! Lesen Sie! Ah — das tut gut für die Nerven!"

Der Hauptmann las stockend:

Was ihr gesät.

Ihr habt uns bekämpft und euch ward der Sieg;
Gut. Es war Krieg.
Ihr habt uns verstümmelt und habt uns beraubt —
Das galt als erlaubt.
Ihr habt nur gefehlt, was wir selbst einst getan.
Wahn um Wahn!
Das Konto begleicht einst ein anderer Tag.
Schlag um Schlag!
Schmach um Schmach!

Das, was uns wund schlug voll Gier,
das, was uns brach,
ward nicht ihr!
Das tat — Verrat.
Doch, daß ihr uns feige im F r i e d e n gepfählt,
daß ihr die Gefangenen wehrlos gequält,
daß ihr uns den Hunger ins Wundfleisch gerammt,
daß ihr unsere Kinder zum Sterben verdammt,
daß ihr unsere Frauen in teuflischer Gier
zur Schändung geopfert dem Senegaltier,
dafür, daß im F r i e d e n den Mord ihr noch sucht —
d a f ü r seid verflucht!

„Tiens! Assez!" schrie der Oberst. Seine Braunaugen glühten. „Paris hat recht, sich zu fürchten!"

„Wenn a l l e Deutschen so dächten und fühlten, wie dieser. Das ist nicht."

Der Oberst stand wie unter einer Erleuchtung.

„Und dieser Fritz Baumbach?"

Der Junge schlug sich an die Stirn.

„Der da drinnen? Herr Oberst, Sie glauben . . .?"

„Der Mann weiß die Wahrheit!"

„Herr Oberst befehlen . . .?"

Der andere winkte ab. Er wies auf die Türe.

Auf der Treppe stieg hämmernder Schritt hoch. Die Holzdielen knarrten.

„Entrez!" rief der Oberst.

Die Türe flog auf und versank in dem Dämmern. Ein Trupp schwarzer Negersoldaten kam polternd ins Zimmer und stand salutierend. Ein Unteroffizier machte die Meldung.

Über des Obersten Antlitz flog höhnisches Grinsen. Das Höhnen des Siegers.

„Bien! Rechte Zeit! Alle Mann an die Türe! S'il vous plaît — — Friedrich Baumbach!"

Mit triumphierendem Blick sah er auf die verschlossene Türe. Zehn Gewehre lagen drohend im Anschlag. Der Hauptmann schloß auf und verschwand in dem Zimmer.

Mit einem kurzen Sprung kam er wieder zurück, die Hand auf dem Herzen...

„Was?!" schrie der Oberst, in Ahnung erbleichend.

Der Hauptmann stand dienstlich.

„Arrestant — — ist verschwunden!"

Reinhold Eichacker.

Das Ende.

1.

Alle deutschen Worte klingen heute gedämpft, —
Des Weltkriegs letzte Schlacht ist zu Ende gekämpft.

Wir sind es gewöhnt einer gegen drei zu stehn,
Aber was hilft Tapferkeit eines gegen zehn!

Ein Mann gegen zehn, da wird der Schwertarm
matt,
O Gott, wenn der eine Mann noch Hunger hat!

„Sieg" nennen's die Feinde, — wir rechten um
Worte nicht, —
Unsere Siege trugen immer ein ander Gesicht!

2.

Wir Volk haben diesen Krieg nicht gewollt und
geplant,
Wir alle haben sein Kommen kaum geahnt.

Niemand, nicht einer von uns Millionen, trägt
Die Schuld am Haß, der sich hinter den Grenzen
regt.

Aber als sie uns überfielen, da dachten wir,
Wir dürften uns wehren, wehrt sich doch auch das
Tier!

Wir haben den Worten unserer Führer getraut,
Wir haben auf Gottes Gerechtigkeit gebaut!

Gekrönter Spötter, wie Recht behält dein Spott:
Mit den stärkeren Bataillonen war immer Gott!

3.

Das Volk, das Vierzehn hinein in die Gräben
stieg,
Ist niedergetreten vom großen Mörder Krieg.

Ihr sucht und fragt, (und wißt doch die Antwort
schon!)
„Wo ist mein Bruder, mein Mann, mein Vater,
mein Sohn?!"

Das Volk, das Achtzehn hervor aus den Gräben
kam,
Ist ein anderes Volk geworden in Leid und Gram.

Wir sehn ihm traurig in das zerfurchte Gesicht,
Wir suchen die alten Züge und finden sie nicht.

4.

Und doch, du Fremdling, da hast du meine Hand:
Mein Bruder bist du, und hätt' ich dich nie gekannt!

Geschmälert vom Hunger, von Wunden gelähmt
und zerfetzt,
— Brüder sind wir Überlebenden jetzt!

Auch du, du suchst ja und findest dein Volk nicht
mehr,
Auch dir ist bitter die süße Wiederkehr.

Mein Bruder, komm her und reich mir deine
Hand:
Gemeinsam baun wir das neue Vaterland!

Börries Frh. von Münchhausen.

Auswendig lernen!

Wir Männer, die wir nach fünf Jahren,
In denen wir, — wir die Sieger waren,
Heute zitternd vor Wut den „Frieden" gelesen,
Der doch unsrer Siege Beweis gewesen, —

Wir Weiber, die wir, was wir geboren,
Nutzlos, sinnlos in Schlachten verloren,
Unsre Männer, unsre lieben Knaben
Zerfetzt in der Erde liegen haben, —

Wir Kinder, die wir vor blutigen Richtern
Stehen mit hungeralten Gesichtern,
Die Händchen fürs Leben von Fesseln umschlossen,
Die rachebesoffene Schurken uns gossen, —

Wir alle, wir alle, wir alle schwören
Einen heiligen Schwur, und Gott soll ihn hören:
Wie's Vaterunser ins Herz wir schmieden
Wort für Wort den Versailler Frieden,

Damit wir an jenem Tag aller Tage,
An dem wir ausholen zum Gegenschlage,
Wörtlich Silbe für Silbe nennen
Und diesen Frieden — diktieren können!

Börries Frh. von Münchhausen.

Offener Brief an einen Franzosen.

Herrn X. Y.

in Hamburg.

Sie haben mir zum jüngsten Jahreswechsel einen Glückwunsch geschickt. Sie waren bei Kriegsbeginn in Hamburg, waren als Angestellter in einem Kaufmannshause tätig, und man ließ Sie ruhig in Ihrer Stellung, wie das deutsche Art ist. Eines Tages wurden Sie einer sinnlosen Beschimpfung des deutschen Kaisers beschuldigt, vor Gericht gestellt, und soviel ich mich erinnere, zu acht Monaten Gefängnis verurteilt. Sie behaupteten, unschuldig zu sein; ich hielt es damals und halte es noch heute für möglich, daß Sie es waren. Ich bezeugte vor Gericht, daß Sie sich stets deutschfreundlich gezeigt und für eine Annäherung der Deutschen und Franzosen gewirkt hätten. Ich bemühte mich, Ihre Untersuchungshaft abzukürzen, Ihre Gefängnishaft Ihnen zu erleichtern, soweit es das Gesetz erlaubt. Sie fühlten sich zu Dank verpflichtet und bezeugten mir das durch Briefe und zuletzt durch jenen Glückwunsch.

Es wäre ja möglich, daß Sie ein Spion waren und noch sind. Aber ich glaube es nicht; ich will

auch gern glauben, daß Ihre Dankbarkeit echt ist und daß Sie ein edler Franzose sind. Es gibt natürlich auch edle Franzosen, wie es weiße Elefanten gibt, vielleicht sieben, oder gar siebzig. Trotzdem habe ich Ihren Glückwunsch nicht erwidert, tu es aber heute vor der Oeffentlichkeit.

Als guter Kenner der deutschen Sprache kennen Sie vielleicht auch Kleists „Hermannsschlacht". Da läßt Hermann den Leichnam eines von den Römern (nach Art Ihrer schwarzen Besatzung am Rhein) geschändeten Mädchens in fünfzehn Stücke zerteilen, um sie an die 15 deutschen Stämme zu senden und ihre Rache zu entflammen. Da fragt Thusnelda ihren Hermann, ob er denn die Guten mit den Schlechten verderben wolle. Und Hermann antwortet:

„Die Guten mit den Schlechten. — Was! die Guten!
Das sind die Schlechtesten! Der Rache Keil
Soll sie zuerst vor allen andern treffen!"

Sie erinnert ihn an solche, die auf Ordnung hielten, das Eigentum beschützten —

„Beschützt! Du bist nicht klug! Das taten sie,
Es um so besser unter sich zu teilen."

erwidert er. Und als sie ihn an den Centurio erinnert, der ein deutsches Kind mit Gefahr seines

Lebens aus den Flammen Thuiskons gerettet, da entgegnet er:

„Er sei verflucht, wenn er mir das getan!
Er hat auf einen Augenblick
Mein Herz veruntreut, zum Verräter
An Deutschlands großer Sache mich gemacht!
Warum setzt' er Thuiskon mir in Brand?
Ich will die höhnische Dämonenbrut nicht lieben!
Solang sie in Germanien trotzt,
Ist Haß mein Amt und meine Tugend Rache!"

Diesen Fanatismus habe ich einst für entsetzlich gehalten. Ich halte ihn jetzt für vorbildlich. Das hat Ihr Volk erreicht. Jener Haß war gegen Napoleon gerichtet, der immerhin die Größe des Genies für sich hatte. Der Haß von heute richtet sich gegen ein Volk, das wir mit dem Daumennagel zerdrückt hätten wie eine Wanze, wenn es den Mut aufgebracht hätte, sich allein mit uns zu messen, das uns mit einem Rudel von Bundesgenossen im Felde nicht besiegen konnte, das uns endlich vernichten half durch eine Bubenpolitik, nicht aber durch Genie und Männertat.

Wir wissen, daß England der führende Geist des schamlosen Komplotts gegen deutsche Größe und deutsches Glück war, daß es die Hunde Rußland und Frankreich gegen uns abrichtete, um da-

nach die Beute an sich zu reißen und von unserm Untergang den besten Gewinn zu ziehen. Aber dieses Volk, das mit Napoleon fertig wurde, zeigt eine gewisse Größe in seinen Plänen, seinen Mitteln, seinen Zielen, die Größe seines eigentlichsten Nationalhelden: Richards des Dritten. Es überlistet und mordet mit der Selbstverständlichkeit des Löwen, den es nicht ganz mit Unrecht zum Sinnbild nahm. Es lügt, betrügt und stiehlt im Großen und mit vollem Bewußtsein; es gesteht auch mit schamloser Stirn, daß es das deutsche Herz durch planmäßige Lüge vergiftete. Right or w r o n g — my country, es weiß also, daß es auch unrecht tut; es gilt ihm gleich, ob es recht oder unrecht tut. Diese großen Maße des Verbrechertums machen es zu einer ästhetischen Erscheinung, machen es in gewissem Sinne bewundernswert und erträglich, wie es der Löwe ist. Man kann allenfalls mit Löwen leben, nicht aber mit Läusen. Wie im Kriege das Schrecklichste nicht die Kanonen waren, sondern die Läuse, so sind im Frieden nicht die Engländer das Unerträglichste, sondern die Franzosen, Ihre Nation.

Nur e i n e Nation in der ganzen Welt bespeit, verhöhnt, mißhandelt Gefangene, also Unglückliche: die französische. (In Deutschland ist kein Zuhälter gemein genug, um das zu tun.)

Nur e i n e Nation hat Soldaten, die sich vor

dem Lager dreiviertel verhungerter Gefangener aufstellen und hohngrinsend ihr reichliches Brot und Fleisch verzehren: die französische.

Nur eine Nation hat Aerzte, die den Verwundeten zurufen: „'aben Sie Smerzen? Singen Sie die Wakt am Rhein!" „'aben Sie 'unger? Singen Sie: „Mein Kaiser ist der beste Mann"; nur eine Nation hat Aerzte, die schwerverwundete Gegner mit voller Absicht hilflos verbluten lassen: die französische.

Der deutsche Kaiser Josef II. errichtete dem Grafen Schwerin, dem feindlichen Helden, ein Denkmal. Nur eine Nation von allen schändet die Gräber tapferer Gegner und reißt die Denkmale fremder Größe nieder; weil ihre Winzigkeit vor jeder Größe wutblind wird: die französische.

Nur eine Nation verkündet, Kaiser Wilhelm habe 3 Waggons Lebensmittel gestohlen und nach Amerongen gebracht; nur eine verbreitet Bilder, auf denen unser Kaiser kleinen Kindern die Hände abhackt: die französische. Die Engländer sind selbst in ihren Lügen noch anständiger.

Nur eine Nation läßt die Frauen eines feindlichen Volkes durch schwarze Bestien vergewaltigen und legt eine Wache von Negern in Goethes Geburtshaus: die französische, Ihre Nation mit ihrem Nationalhelden Marquis de Sade, der vollendetsten Inkarnation der französischen Seele.

Neger in Goethes Geburtshaus — natürlich. Denn Sie zerfrißt der Neid, Ihre Nationaltugend, daß Sie nichts dergleichen haben, wie unsern Goethe. Wer hat der Welt das Größte gegeben in den Wissenschaften? England, Italien, Schweden und Deutschland. Das Größte in der Dichtung? England, Spanien, Italien und Deutschland. Das Größte in den bildenden Künsten? Die Niederlande, Spanien, Italien und Deutschland. Das Größte in der Musik? Italien und Deutschland. Deutschland ist überall dabei, Ihre Nation nirgends; sie ist die Nation der geleckten Mittelmäßigkeiten, auch bedeutender Mittelmäßigkeiten, das soll nicht geleugnet werden. Drei große Geister haben Sie gehabt; von denen war Rousseau ein Schweizer, Buonaparte ein Italiener, und nur Descartes war merkwürdigerweise wirklich ein Franzose, ein Tropfen Genie, den die Natur versehentlich auf französischen Boden fallen ließ, aber kein Spinoza und kein Kant. Nicht einmal in der Architektur, Ihrer verhältnismäßig stärksten Leistung, erreichen Sie Italien oder Deutschland. Man soll Ihre Balzac, Berlioz, Rodin und manche Ihrer Gelehrten gern erheben; keiner erreicht das Riesenmaß italienischer, spanischer, niederländischer, englischer, deutscher Geister. Ihr größter Fürst aber, der „Sonnenkönig", ist ganz Ihrer würdig: ein aufgepuffter Lump, der sich vom Län-

derraub seiner Generale und Minister erhielt und uns das Elsaß stahl.

Ihre Gelehrten von heute aber wollen die deutsche Wissenschaft, die die meisten Nobelpreise erzielt, „boykottieren“. Das heißt, sie wollen das deutsche Luftmeer boykottieren, wollen das deutsche Luftmeer von den übrigen Luftmeeren abschneiden. Ein Halbverblödeter sieht ein, daß eine Wissenschaft, die nicht international ist, überhaupt keine Wissenschaft ist und niemals eine werden kann; Ihre „patriotischen“ Gelehrten sind also nicht Gelehrte, sondern Idioten. Lange vorm Krieg, als einer Ihrer Pariser Dozenten erwähnte, daß die Deutschen auf einem gewissen Gebiete der sozialen Fürsorge voranmarschierten, brüllten Ihre studierenden Apachen ihm zu: „Il faut faire la guerre à ces cochons! Il faut faire la guerre à ces cochons!“ Sie nannten uns Schweine, weil wir Ihnen voraus waren, und wollten uns niederschießen, weil Sie uns sonst nicht erreichen konnten: Die Grundidee Ihres Krieges gegen uns. Von „hirnzerfressendem Neid“ hat ein Dichter gesprochen. Ihr Volksgehirn hat jahrhundertelanger Neid zerfressen.

Ihre intellektuelle Idiotie wird nur übertroffen von Ihrer moralischen. Hier hat der Neid seine gründlichste Arbeit getan.

„Neid ist ein schlimmes Ding; das Lob bleibt ihm
indessen:
Es pflegt dem Neider Herz und Augen abzu-
fressen"

sagt unser Logau. Ihr Herz war längst zerstört; nun sind auch Ihre Augen dahin. Daß Sie keinem Volk in der Welt das Geringste gönnten, ist altbekannt; nun sehen Sie nicht einmal mehr fremdes Verdienst. Sie sind das kleinste und schlechteste Volk der Erde, sind das merkwürdige Volk — das einzige! — in dem jedes Rechtsgefühl bis auf den letzten Rest erloschen ist. Sie haben nie ein ehrliches Gefühl für fremdes Recht gehabt; jetzt aber sind Sie dahin gekommen, daß Ihnen jedes fremde, Ihnen unbequeme Recht als Verbrechen, jede eigene Ruchlosigkeit als Ihr gutes Recht erscheint. Für Sie hat nur ein Volk das Recht, recht zu haben: das Ihre. Sie sind eine irrsinnige Primadonna (mit längst verlorener Stimme), die jede Oper ganz allein aufführen, jedenfalls allein auf dem Zettel stehen und die ganze Einnahme haben will.

Sie gelten in geschlechtlicher Hinsicht für ein besonders sittenloses Volk, bei manchen für das sittenloseste, jedenfalls für den größten und frühesten Krankheits- und Ansteckungsherd dieser Art. Ich lasse dahingestellt, ob das zutrifft. Die Wenig-

ften aber wissen, daß Ihre Literatur das infamste Buch der Weltliteratur hervorgebracht hat, ein weit schmutzigeres als das schmutzigste Ihrer de Sade oder Ihrer zahllosen sonstigen Pornographen, ein Buch von so abgründiger, teuflischer Gemeinheit der Gesinnung, daß man in der ganzen Welt vergeblich seinesgleichen sucht. Es sind die „Liaisons dangereuses" von Choderlos de Laclos, einem General der Revolutionszeit, einem Berufsgenossen Ihres Herrn Foch. Es handelt sich nicht etwa um eine plumpe Schweinerei, durchaus nicht; die äußere Form ist gewissermaßen wohlanständig; das ist charakteristisch. Die unbeschreibliche Gemeinheit dieses Buches liegt auch nicht im Erotisch-Sinnlichen an sich; sie offenbart sich in der beispiellosen, satanischen Ueberlegtheit und Planmäßigkeit, mit der ein männlicher und ein weiblicher Schurke gemeinsam, aus reiner Freude an ihrem Spiel, ein reines Mädchen verführen. Wer es liest, wird sich sagen, daß nur ein Volk dieses Buch hervorbringen konnte: das klassische Volk der geborenen Schurken, das französische.

Aber „ritterlich" sind Sie; Sie sagen es ja selbst. Das Volk der speienden Ritter. Sie überpinseln sich mit den Rodomontaden Corneilles und Racines und halten sich dann allen Ernstes für eine edle und große Nation. Sie haben Ihre Moral im Schminktopf. Wie man in keinem „Kultur-

lande" so ungewaschene, schmutzige Menschen findet wie in Frankreich, so findet man nirgends so viel Schminke. Dreck unter Schminke ist das Wappen des Franzosen. Um den prüfenden Blick der Völker von sich abzulenken, schimpft er uns „sales boches". Aber Sie täuschen sich über die Wirkung. K e i n Volk glaubt Ihnen Ihre Pose. (Nicht einmal in der Schauspielkunst erreichen Sie Italiener, Russen oder Deutsche, obwohl Sie ein Volk von Theatermachern sind. Hier spreche ich von der eigentlichen Schauspielkunst; in der politischen sind wir alle Stümper im Vergleich zu den Engländern.) Sie sind politische Schmierenkomödianten, und der abstoßende Kontrast zwischen Ihrer politischen Theatralik und Ihrer tiefinnerlichen Erbärmlichkeit ist es, was längst auch Ihre Verbündeten, Italiener, Engländer, Amerikaner, mit einem Ekel vor Ihnen erfüllt, den der unsere kaum übertreffen kann. Schmeicheln Sie sich nicht mit der Meinung, daß Daudet mit dem „Tartarin" Ihre Nation gezeichnet habe. Tartarin ist ein harmloser Hanswurst; Ihr nationaler Typus ist der bösartige Hanswurst von der Art Poincarés.

Was unsern Ekel anlangt, so werden Sie an ihm nicht zweifeln, wenn vaterlandsloses und ehrloses Hundepack aus unserm Lande Ihnen brüderliche Gesichter macht und von Ihrem „Recht"

spricht. Das muß Ihnen Ihr unerbittlichster Verächter lassen, daß Sie auch die Kehrseite des nationalen Größenwahns besitzen: ein empfindliches nationales Ehrgefühl. Und als speigewandte Nation werden Sie ohne allen Zweifel solchem Gelichter die entsprechende Antwort geben.

Solange der Versailler Vertrag nicht aufgehoben ist, gelten für die Deutschen meines Sinnes folgende Grundsätze:

1. Der Franzose ist kein Mensch und hat in keiner Lage irgendwelchen Anspruch auf menschliche Behandlung. Wo ein Deutscher sie ihm dennoch zuteil werden läßt, geschieht es, weil ein Volk wie das deutsche zu der Tiefe des französischen nicht hinabsteigt.
2. Der Verkehr mit Franzosen beschränkt sich durchaus auf das Unumgänglich-Notwendige; kein Deutscher weilt ohne zwingende Veranlassung mit einem Franzosen in demselben Raume. Jeden freiwilligen Verkehr mit einem Franzosen lehnt der Deutsche ab als eine untilgbare Besudelung seiner Persönlichkeit und seines Volkes. Wer sich eines solchen Verkehrs schuldig macht, sei ausgestoßen aus der Gemeinschaft unseres Volkes.

Wenn das etwa Fanatismus sein sollte, so wollen wir Fanatiker sein. Das ist der einzige Vor-

zug, den ich Ihnen zugestehe, daß in umgekehrter Lage dieser Fanatismus für jeden Ihrer Volksgenossen ohne Ausnahme selbstverständlich sein würde. Doch wollen wir nicht verzagen, sondern hoffen, daß der Geist des deutschesten unserer großen Dramatiker, der Geist Heinrich v. Kleists, immer lebendiger unter uns werde, und wollen seine „Hermannsschlacht" zu unserm Gesetzbuch machen, bis für jeden naturschwarzen Franzosen, der unsern deutschen Boden geschändet hat, zehntausend gewöhnliche gebüßt haben.

Otto Ernst.

Unsere gefangenen Brüder.

(1919.)

Sie rufen euch? Hörts ihr's? Sie rufen euch!
Die Frankreichs Niedertracht, die Englands
Roheit
in Ketten hält, aus Hunger, Gram und Schmach
her gellt ihr Schrei: „Ist Deutschland wirklich tot?
Lebt keine deutsche Seele mehr, kein Herz,
das unser Elend fühlt und seine Schande?
Wir hören: Deutschland tanzt! Doch das ist Lüge,
muß Lüge sein. Das Volk, von dem wir schieden,
als wir zu Felde zogen, das war groß,
und Unglück macht die Großen doch nur größer!
Nein, nein, das ist gewiß: Unzähl'ge Hände
im heil'gen Vaterlande regen sich,
uns zu befrei'n! Was einen Stein erbarmt,
was ein Franzos' ersinnt, ein Brite tut,
das muß dem niedrigsten der Erdenkinder
das Eingeweid' aufwühlen — wie nicht sollt es
in Flammen setzen unsrer Brüder Herzen?!

O macht uns frei! Von Tag zu Tag, von Stunde
zu Stunde, von Minute zu Minute
erharren wir, erhoffen wir, ersehnen,
erflehen wir die Freiheit! Ach, wann helft ihr?
Wir möchten unsre Kinder wiedersehen
und unsre Weiber, Mütter — unsre Lieben!
Wann wird das sein? Ob's morgen ist? Ob heute?"

So rufen sie! Hört ihr es nicht? Sie rufen!
Was gebt zur Antwort ihr? Antwortet ihnen:

„Wir sind am Werk! Wir rasten nicht noch ruhn,
euch zu befrein. Und zögert das Gelingen,
so habt Geduld und nehmt euch dies zum Trost:
Mit jedem Tag, der euch in Tränen aufgeht,
wächst unsre Lieb' zu euch, wächst euer Lohn!
Mit jedem Tag, den ihr in Gram verhaucht,
wächst Deutschland aus der Nacht, wächst Deutschlands Kraft!
Mit jedem Tag, den ihr in Grimm verflucht,
wächst schrecklich die Verdammnis eurer Henker!
Auf seinem Weltenthrone sitzt noch immer,
gewärtig und gerecht der Weltenrichter.
Am Tage des Gerichtes sollt ihr kommen

und in die schwere Schale ihrer Schuld
die Zeiten eures bittren Jammers legen,
nicht Tag für Tag, nicht Stund' für Stunde, nicht
Minute für Minute, nein! Ihr sollt
Sekunde für Sekunde wiederzahlen
all eure Pein, auf daß die bleichen Schelme
Tropfen für Tropfen würgen an dem Gift,
das sie dem Unglück fühllos eingetränkt.
So schwer's auch falle, faßt euch in Geduld!
Es kommt ein Lenz und mit ihm Deutschlands Tag.
Es kommt ein Tag erlösenden Gewitters,
der Deutschlands Fluren segnet mit Gedeihn
und seiner Feinde geile Saat zerschlägt.
Je höh'r die Schuld, je näher die Vergeltung!

Acht Worte sind's, in diese beißt die Zähne:
Je höh'r die Schuld, je näher die Vergeltung!"

Otto Ernst.

Vermächtnis.

Was ich, mein Sohn, dir mitgebracht
aus großer Zeit, aus Heldenschlacht,
gebracht zum stillen Herd?
Nicht Helm, von Eichenlaub umrankt,
nicht Fahne, die in Lorbeer prangt, —
nur eins, dies wunde Schwert.

Die Klinge, die vier Jahre lang
für deutsche Heimat leuchtend rang
in Kämpfen bitterschwer,
die Klinge, die uns Lug und Trug
aus Händen hinterlistig schlug,
die Klinge deutscher Ehr'!

Und als die Flagge sank in Staub
und deutsche Erde Feindesraub
und alles, alles vorbei,
als unser Kriegsherr von uns wich,
da brach mit wildem Fluche ich
die Klinge selbst entzwei.

Nun ich in Schande heimgekehrt,
bring' ich dir das zerbrochene Schwert,
bespie'n von Feindeshohn,
nun senke in der Trauer Schrein
die Trümmer meiner Wehr hinein
als Erbe dir, mein Sohn.

Und hüt' sie schweigend, fort und fort,
der deutschen Ehre Zukunftshort,
durch dunkle Grabesnacht,
bis daß dereinst in alter Kraft
die Faust sich klammert um den Schaft,
bis Deutschland neu erwacht.

Wenn dann zum allerletztenmal
Germanenruf von Berg zu Tal
Alldeutschlands Gaue weckt,
die heil'ge Flamme wieder loht,
die alte Flagge schwarz-weiß-rot
sich stolz zum Himmel reckt,

Dann, Junge, nimm dies Schwert zur Hand
und glüh's im heißen Hassesbrand,
dem Haß vom deutschen Heer,

und all das Leid und all die Schmach,
die deiner Väter Herz zerbrach,
schmied' in die neue Wehr.

Und wenn zum Sturm die Trommeln gehn,
dann hör' kein Bitten und kein Flehn,
schlag' zu mit grimmem Hieb!
Und Haß um Haß und Blut um Blut,
wie uns einst diese Höllenbrut
bis zur Verzweiflung trieb.

Dann denk' an der Gefang'nen Qual,
der Kinderopfer grause Zahl
und laß nicht Stein auf Stein!
Wenn so den Vater du gerächt,
der Deutsche wieder Herr statt Knecht, —
gesegnet sollst du sein!

Paul Langenscheidt.

Ein Stückchen Brot.

Genehmigte Übersetzung aus dem Bulgarischen von **Roda Roda**.

Der Eisenbahnzug stürmt in den endlosen Irrgarten der Berge. In mir erwachen Gesichte, die ich so oft mit Küssen begrüßt und begleitet habe, die jahrelang hingingen und wiederkehrten . . . hingingen und nimmer wiederkehrten . . . eines nach dem andern . . .

Die unheimliche Pracht der Maleschewer Wälder, die phantastisch gebrochenen Umrisse des Perinkammes — ich sehe sie nicht. Mein Herz windet sich noch von den Qualen, die ich im Hospital schauen mußte von Küstendil; — bei Gott: phantastischere Bilder als Fels und Kluft.

Die Engländer und Franzosen haben auf uns geschossen wie auf Tiger in der Wildnis. Nie werde ich mir meinen Kinderglauben verzeihen an die europäische Gesittung. Das Volk des großen Gladstone hat tausend gemeine Morde verübt. Die Mitbürger Viktor Hugos sind nicht Krieger, sondern Satane. Uns fiel von Süden das Entsetzen an. Bulgarische Rachsucht ist Milde im Vergleich mit der Grausamkeit des Engländers. Der Franzose hat unsre Dörfer in Brand gesteckt, die

Bauern, Weib und Kinder mitgeschleppt auf seiner Flucht, der Feind vernichtete Brücken und Stege, und als er sich glücklich hinter den griechischen Vorposten versteckt hatte, da jagte er die verschleppten bulgarischen Bauern nackend und barfuß zu uns zurück.

Im Süden brachen die Tage des Hungertodes an: das Entsetzen.

Unsere armen Soldaten — dennoch strahlt ein gütiger Gleichmut aus ihren Gesichtern. Sie vergessen ihre Erfolge und vergessen den Hunger, sowie sie einem Landsmann begegnen, der ihnen Heimatluft mitbringt von Haus und Hof. Zweihundert Kilometer weit von jeglichem Verkehr stehen sie hier, unsre Soldaten, und der frühe strenge Winter hat die Vorräte fast erschöpft, so daß lang niemand mehr ein Stückchen Brot zu sehen bekam, — die einen seit fünf, sechs Tagen, andre zehn Tage nicht . . . Doch was bedeutet's viel? „Wenn man doch sterben muß — ist es nicht gleichgültig, wovon man stirbt?"

„Abscheulich, daß auch unsere Gefangenen hungern müssen, Franzosen und Engländer" — so hörte ich schon in Zerwaritza klagen. „Die sind es nicht gewöhnt, die Unglücklichen. Wie sie betteln, weinen und schimpfen . . .! Abscheulich!" Das war die allgemeine Rede. Eine Sorge, nein, noch mehr für uns: ein tiefer Schmerz. Manche sagten:

eine Schande. Und ich fühle mit meinem kleinen Volk, das noch so jung im Rat der Völker ist und sich darum doppelt eifrig rechtfertigen muß. Leute, die selbst Hunger zum Weinen litten, machten mich wirklich staunen über ihr Mitleid mit den Gefangenen. Die Gefangenen — ich weiß selbst nicht: soll ich sie lieben oder hassen?

Man erzählte mir viel von einem jungen Offizier aus Marseille, der hatte bei Gradsko eine Hand verloren. Mit der andern, heilen Hand bot er seinen Geldbeutel aus für ein Stückchen Brot und beleidigte dadurch jeden, dem er begegnete.

„Ich hatte zwei Tage nichts gegessen," erzählte mir ein alter Landstürmer, im bürgerlichen Leben Schullehrer. „Man schickte uns über Berg und Tal, eine Fassungsstelle aufzusuchen — der Train hätte sie angeblich schon eingerichtet — und wenn nicht, dann sollten wir es tun. Uns erfreute die Aussicht sehr, und noch froher waren wir, als man uns ein Stück Brot auf den Weg mitgab. Aber wir fanden alle Pfade so tief aufgewühlt und durchweicht, daß ich erwog: wir werden noch tüchtig hungern müssen, ehe wir den Train erreichen. Und ich schnitt mein Brot in vier Teile — für vier Tage: in solchen Fällen muß der Mensch vernünftig sein, wissen Sie, weise — und enthaltsam wie die Kamelführer in der Wüste. Da kommen uns plötzlich ein paar französische Ge-

fangene in die Quere, und aus einem Wagen beugt sich ein blutjunger Offizier aus Marseille, der ohne Hand.

‚Wenn ein Weib dich geboren hat,' ruft er, ‚sei ein Mensch! Auch ich habe eine Mutter.'

Ich erstarrte . . . Er zitterte am ganzen Leibe, und seine Stimme klang, als schleppe man ihn zum Schafott.

‚Man hat mir eine Hand abgehauen!' schrie er. ‚Nehmt mir auch die zweite, aber gebt mir Brot!'

Wahrhaftig, mir rannen die Tränen. Hat man da Leute in den Krieg geschickt, und sie wissen nicht einmal, warum. Nun sterben sie vor Hunger. Bei uns ist's was andres: wir schlagen uns für unsre Befreiung; da können wir auch ein wenig dulden . . .

Das dachte ich, schnallte meinen Rucksack ab, nahm ein Viertel Brot und reichte es ihm. Und sagte auf Französisch:

‚Zum Glück kann ich Ihnen heute einen Bissen abgeben.'

Sie können sich nicht vorstellen, wie tierisch er das Brot fraß, der elende junge Franzose. Und ich wollte schon weitergehen, tieftraurig darüber, daß ein Mensch so grausam erniedrigt werden kann. Doch ich sah die Wut in seinen Augen brennen, er maß mich vom Kopf bis zu den Füßen, und als er

das Brot verschlungen hatte, rief er mir mit unerklärlichem Pathos zu:

‚Sie, der Sie meine Sprache verstehen, hören Sie! Ihr Volk ist eine Rotte von Ungeheuern. Nirgends in der Welt werden die Gefangenen so gequält, nirgends so niederträchtig wie bei euch: durch Hunger. Sagen Sie Ihren Barbaren, ich bitte, sagen Sie ihnen, sie sollen uns doch noch heute schlachten — das wäre viel nobler!'

Mir stockten die Pulse. Hätte mich der Unglückliche geschlagen — ich wäre nicht so betroffen gewesen. Dann aber regte sich die Galle in mir. Es wurde mir klar, daß dieser Grünschnabel sich als Franzos' wie auf einem Piedestal stehen sah, von dem aus er der Menschheit die Leviten lesen durfte. Ich begegnete seinem Blick und fühlte mich schmerzhaft durchbohrt von seinem unverschämten Hochmut. Ich trat heran ... bebend vor Zorn ... ich beherrschte mich, überlegte noch, wie ich beginnen sollte ... ergriff seine heile Hand — da quoll aus seinem Mund das Gift von hundert Schlangen.

‚Hören Sie,' zischte ich, ‚Sie kann kein Weib geboren haben. Sie sind ein Scheusal. Habe ich dir nicht mein Brot gegeben, während wir alle, alle hungern, du schmutziger Bursche?'"

Anton Straschimiroff.

Der Flüchtling.

Mein Vater war deutsch, meine Mutter war
deutsch,
und deutsch ist mein Fühlen und Denken.
Abschwören soll ich, was an mir wahr?
Verraten mein Blut und mein Volk und gar
mich an fremdes Wesen verschenken?

Mein Vater war deutsch, meine Mutter war
deutsch,
und deutsch ist mein Leben und Leiden;
vertrieben von Acker, verjagt aus dem Haus,
geht's arm auf todeinsame Wege hinaus:
„Komm Weib, komm Junge, wir scheiden." —

Mein Vater war deutsch, meine Mutter war
deutsch,
und deutsch wird das Schicksal getragen.
Mein Weib, Gott weiß, wo es mir stirbt,
Gott weiß, wo mir mein Bub verdirbt — —!
Deutsch will ich sein und nicht klagen.

Ins Reich verschlagen, vom Hunger zerwühlt,
steh' ich vor geschlossenen Türen;
der Regen strömt und die Nachtluft kühlt
und der Jammer der Seele
will einem die Kehle
würgend zusammenschnüren.

„He, Bruder, im sicheren Haus, mach auf;
mich hungert und friert. Einen Bissen . . .!
Mein Vater war deutsch, meine Mutter war
deutsch,
deutsch Weib und Kind . . .
Ach . . . weißt du, wo sie sind?
Sie haben sie von mir gerissen."

„He, Bruder, du singst und tanzest und lachst . . .
Glück zu . . . Wenn ich nur wüßte,
wo schlafen zur Nacht . . . Ich hatte ein Haus
wie du, . . . nur kleiner . . . Ich küßte
wie du, . . . nur anders als du,
denn mir sang die Sorge um Volk und Reich
um die Heimat der Brüder immer gleich
Lieder der Schmerzen dazu."

„Mein Vater war deutsch, meine Mutter war
deutsch,
schau mir doch ins Gesicht;
ist es nicht deutsch? Oder sprech ich nicht deutsch?
Warum hört ihr mich nicht?
Warum laßt ihr mich vor den Türen stehn . . .?
Hörtet ihr einmal nur
alle die flüchtigen Füße gehn,
die ihre tiefe Leidensspur
in deutsche Erde graben, — graben müssen!
Ach, wüßtet ihr, wie uns zumute,
ihr ließet das Tanzen und Lachen und Küssen
für eine Minute.

Mein Weib war deutsch und mein Knabe war
deutsch . . .
Drum mußten sie ohne Verschulden
ein Übermaß von Not und Pein
erleiden und erdulden.
Auch ich bin deutsch — und bleibe deutsch
und laß mir mein Deutschtum nicht rauben!
Ach, Brüder . . . da steh' ich . . . und glaube an
euch . . .!
Laßt mir den Glauben!

Leonhard Schrickel.

Weltregent.

Menschen, man frägt euch, stehet still.
Eine Frage, die gefragt sein will.
Was gilt heute? Seele — Geld?
Gott oder England — wer regiert die Welt?

Schlage jeder sich an die Brust.
Man hat es bisher noch gewußt:
Gott. Wo Recht war verletzt,
Gott hat sich immer noch durchgesetzt.

Wird er in Zukunft das Spiel verlieren?
Soll der Teufel die Welt regieren?
Wird man auf fremdem Boden schürfen,
ungestraft stehlen und morden dürfen?

Ist es erlaubt?
Wird umgestoßen, was man geglaubt?
Ist die Gottesgeschichte zu Ende?
Gilt nichts mehr: Herz und reine Hände?

Trauriger Ruhm:
Slaven- und Asiatentum
hat der Brite auf uns gewandt.
England ist Teufelland.

Schlage jeder sich an die Brust.
Man hat es nie noch so gewußt:
Groß ist, ewig und gut,
was man mit flammendem Herzen tut.

Gehört die Erde den Überklugen?
Noch ist der Himmel nicht aus den Fugen.
Noch ist in den Sternen zu lesen:
Gott muß bleiben, denn er ist immer gewesen.

Ludwig Finckh.

Die Zerstörung der Liebe.

Adam Gluth blieb stehen. Beim Anblick dieser schwarzhäutigen, stumpfstirnigen Wilden schwoll ihm das Herz im heißesten Haß wider Frankreich. In Erkenntnis seiner völligen Ohnmacht knirschte er mit den Zähnen und ballte die Fäuste in den Taschen.

„Menschen sollen Freunde sein," sprach der Russe Karl Wenken weiter, indem er auf die von Frankreich bewaffneten Neger deutete, „nicht Feinde. Das Tier haßt seinesgleichen. Wer haßt, ist ein Tier. Und wer um Geld haßt, wie jene verführten Schwarzen, steht noch unter dem Tiere. Das ist die Schmach der weißen Rasse!"

„Nein, die Schmach Frankreichs!" stieß Adam Gluth durch die Zähne.

„Kommen Sie!" mahnte Karl Wenken und faßte ihn am Arm, um ihn mit sich zu ziehen. „Man sieht alles klarer, wenn man den Haß ausschaltet."

„Sie sind kein Deutscher!" rief Adam Gluth mit Entschiedenheit, blieb aber an seiner Seite.

„Ich bin Europäer," bekannte Karl Wenken, „also bin ich ein Deutscher."

Adam Gluth blieb stehen und schaute ihn verblüfft und abweisend an.

Karl Wenken lächelte fein.

„Die eine Hälfte der Deutschen glaubt an die Erlesenheit ihrer Rasse," versuchte Karl Wenken diese Dunkelheit zu erhellen, „die andere Hälfte glaubt ebenso fest an die bedingungslose Völkerverbrüderung. Alle Bemühungen, diese Gegensätze zu vereinigen, sind bisher gescheitert."

„Sie sind unvereinbar!" begehrte Adam Gluth auf.

„Alles läßt sich vereinigen," wehrte Karl Wenken ab, „wenn man nur den höheren Standpunkt findet. Dann erst erkennt man, daß jene Gegensätze aus einer Quelle entspringen. Zunächst: es gibt gar keine deutsche Rasse. Im Gegenteil: die Deutschen sind das Volk stärkster Rassenmischung. Sie ähneln darin den Juden und den Nordamerikanern. Um das zu begreifen, brauchen Sie sich nur in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges zurückzuversetzen. Damals war Deutschland ein Menschenalter lang der Kampfplatz aller weißrassigen Söldnerscharen. Am Ende dieses Ringens lebten in Großdeutschland, wo heute hundert Millionen Menschen ihr Brot finden sollen, nur vier Millionen Deutsche. Die Hälfte stammte von volksfremden Vätern. Zweihundertfünfzig Jahre können aus vier Millionen nicht hundert Mil-

lionen machen, wenn nicht eine starke, dieses Wachstum verbürgende Einwanderung stattfindet. Und sie ist wirklich während dieses Zeitraumes im steigenden Maße von allen Seiten her erfolgt. Stets waren es die körperlich Tüchtigsten und geistig Rührigsten, oder die Unruhigsten und Trotzigsten mit dem Streben ins Weite und dem Durst nach größerem Glück, die sich aufmachten, um eine neue, bessere Heimat zu suchen. So gaben alle weißen Völker bis in die Gegenwart hinein ihr bestes Blut an die europäische Mitte ab. Nun prägte dieses deutsche Land dem Völkergemisch seinen Stempel auf, und unter dem stetig wachsenden Druck von allen Seiten entstand in der Mitte des weißen Erdteils der zukünftige Europäer, der Deutsche. An diesem Faden finden Sie sich auch sicher durch alle Dunkelheiten der Vergangenheit und der Gegenwart. Er weist auch sicher durch die Nacht der Zukunft. Aus diesem einen Punkte lassen sich alle deutschen Tugenden und Laster erklären. Hier entspringt auch der Haß gegen alles Deutsche, der nun von den Nachbarn auf die ganze Welt übertragen worden ist. In dem Deutschen wittern sie die höhere Menschenform. Schon sein Vorhandensein ist die Verneinung ihrer abseitigen, völkischen Ziele. Es bleibt ihnen keine Wahl: sie müssen den Deutschen vernichten oder sie müssen in ihm aufgehen. Ein solcher im deutschen Europäertum

aufgegangener Russe bin ich. Und dafür kämpfe ich. Dafür sollten auch Sie wirken. Es gibt in diesem Augenblick nichts Wichtigeres für einen Europäer. Jede Kraft sollte dieser Aufgabe dienen, auch die Kunst und die Wissenschaft!"

Karl Wenken hatte sich warm geredet und blieb stehen.

Auch Adam Gluth hemmte den Schritt. Sein Kopf brannte. Diese neuen Gedanken durchstürmten sein Hirn.

„Wie kämpfen Sie dafür?" stieß er heraus.

„Ich werbe Anhänger," erwiderte Karl Wenken ruhig, „ich sende sie aus, dorthin, wo diese Aufklärung am meisten not tut."

„Also nach Frankreich?" fragte Adam Gluth aufs höchste gespannt.

„Sie haben es erraten!" nickte Karl Wenken sehr ernst. „Frankreich lebt in dieser Hinsicht noch im tiefsten Mittelalter. Und das allertiefste Dunkel lagert über dem französischen Heere. Es gibt im europäischen Sinne nichts Verbohrteres, als das Hirn eines siegreichen französischen Generals. Darum gibt es auch für einen Europäer nichts Dringenderes, als diesen Tröpfen das Werkzeug ihrer mörderischen Pläne aus den blutigen Händen zu schlagen. Das bedeutet auch für das französische Volk die Rettung, das sonst an dem Machtwahnsinn seiner Gewalthaber untergeht."

„Mag es untergehen!" rief Adam Gluth mit Eifer. „Ich wünsche nichts lebhafter. Es hat von jeher die Welt mit seinem Haß verpestet. Denken Sie sich ein Europa ohne Franzosen! Es gibt für mich nichts Erhabeneres als diese Vorstellung."

„Dieser Vorstellung haftet meinem Gefühl nach nichts Erhabenes an," erwiderte Karl Wenken. „Denn da diese Franzosen unstreitig noch vorhanden sind, bedeutet ihr Hinwegdenken einen Massenmord. Mord ist aber das schlechtweg Böse. Denn Morden ist tierisch. Wer mit einem Mordgewehr herumläuft, stellt sich damit tief unter den Tiger, der sich nicht wie der Mensch von seinen Waffen befreien kann, sich aber auch niemals an seiner eigenen Art vergreift."

„Ja, der Mensch ist die ärgste Bestie!" bekannte Adam Gluth nachdenklich.

„Muß er es darum immer bleiben?" rief Karl Wenken entschlossen. „Nein! Und deshalb ist es die höchste Zeit, ihn zu zähmen. Wenn erst die Mehrzahl der Menschen zu der Einsicht gekommen ist, daß jeder Soldat ein ausgebildeter Mörder und jeder General ein berufsmäßiger Massenmörder ist, dann wird sich die Minderheit hüten, mit Mordwaffen in der Faust durch die Straßen zu toben. Es muß erreicht werden, daß keiner mehr eine Mordwaffe trägt noch schmiedet. Und

wer es trotzdem tut, soll der Verachtung oder der Lächerlichkeit anheimfallen.“

„So verwerfen Sie auch das Recht der Verteidigung?“ forschte Adam Gluth stirnrunzelnd.

„Wer sich gegen einen bösen Nachbar verteidigen muß,“ entgegnete Karl Wenken, „hat es an Mühe, im Guten mit ihm auszukommen, fehlen lassen. Doch im letzten Grunde sind das Begriffe, die aus der Vergangenheit stammen und mit ihr begraben sein sollten. Im neuen Europa wird eine Verteidigung nicht mehr nötig sein, weil sich kein Mensch mehr zu einem solchen Angriff hergeben wird. Die künstlichen Landesgrenzen sind eine mittelalterliche Narrheit, sie werden verschwinden, wie die Waffen, von denen sie heute noch starren. Wie mit der Zertrümmerung der Mordwaffen, so ist Deutschland auch mit der Zertrümmerung der Grenze allen anderen Völkern weit vorangegangen. Es wird ihnen auch weiter voranschreiten, eben weil es europäisch denkt. Von seinen Schulen aus wird die Weltsprache in Gebrauch genommen werden. Alles was Europa zum Aufbau und zur Gesundung braucht, wird aus Deutschland kommen. Die Einigung seiner Stämme ist ein Vorbild für die Einigung der europäischen Völker. Welches Volk sich dieser Einigung widersetzt, wird sich den gerechten Zorn aller anderen zuziehen. Durch die Narrheit jener abgelebten

Greise, die den Versailler Vertrag ausgeheckt haben, und die Halsstarrigkeit der Pariser Machthaber, die sich an diesen Fetzen Papier mit der Inbrunst frommer Mönche klammern, ist Frankreich bereits auf diese schiefe Ebene gebracht worden. Darum auch wirkt die Mehrzahl unserer Anhänger in Frankreich. Ich möchte das französische Volk vor der Rache der Welt retten!"

„Ein vergebliches Bemühen!" wehrte Adam Gluth ab. „Denn der große Irrtum, daß Frankreich glorreicher als jemals über Deutschland gesiegt hat, wird erst mit dem letzten Franzosen sterben, und mit ihm der Glaube an das alleinseligmachende Papier von Versailles."

„Das Werk ist schwer!" nickte Karl Wenken sehr ernst. „Aber die zur Besinnung und Vernunft gekommenen Europäer werden ihre Geschäfte nicht länger von zeugungsunfähigen Greisen führen lassen. Ebensowenig wie man einem unmündigen Kinde, ebensowenig darf man einem abgelebten Narren die wichtigsten Hebel der Staatsmaschine anvertrauen. Tatsache aber ist, daß die europäischen Völker die durch den Krieg nötig gemachte Neuordnung ihres heimatlichen Erdteils einem kleinen Klüngel eitler, gieriger, gebrechlicher und entnervter Greise überlassen haben. Dieser Versammlung von lebensfeindlichen Tölpeln ist es wirklich gelungen, Europa

immer tiefer in den Strudel seines Untergangs hineinzustoßen. Blut ist ihnen kein besonderer Saft, weil die Flüssigkeit ihrer Adern kein Blut mehr ist. Jeder Negerstamm, der seine nutzlosen Greise abschlachtet, handelt hundertmal vernünftiger, als die europäischen Völker gehandelt haben, die sich von ihren vergreisten Trotteln vor die Geschütze und Maschinengewehre haben treiben lassen. Die heute im europäischen Staat und in seiner Wirtschaft herrschenden Anschauungen und Gefühle tragen durchaus den Stempel des Greisenhaften und Aberwitzigen. Die Lüge hat die Erziehung verblödet, die Dummheit beherrscht den Unterricht, die Heuchelei hat das Geschlechtsleben bis in den Grund verderbt und der Haß den Kampf der Klassen vergiftet. Gäbe es einen Pilz, der alle Europäer über fünfzig Jahre schmerzlos auszurotten vermöchte, ich würde nicht zögern, ihn zur breitesten Wirkung kommen zu lassen, wenn ich gewiß wäre, daß damit auch die Gesinnung dieses verderbten Geschlechts verschwände."

„Das wäre ein Massenmord!" warf Adam Gluth ein.

„Ich würde ihn auf mich nehmen!" rief Karl Wenken entschlossen.

„So pflegen auch die Herren Generäle zu sprechen," entgegnete Adam Gluth.

„Aber aus anderen Gründen!" war Karl Wenkens entschiedene Antwort. „Sie haben das Abendland zertrümmert, ich will es wieder aufbauen. Freiheit und Gleichheit sind Schemen, die heute nur noch von Narren und Greisen erstrebt werden. Es bleibt allein übrig die Brüderlichkeit. Zum Bruder aber geht man nicht mit dem Säbel in der Faust. Wer solche Waffnung nach diesem Blutvergießen sondergleichen noch immer für nötig hält, wer die Angst vor seinen Nachbarn noch immer nicht überwinden kann, der beweist damit nur seine eigene Bosheit und sein unausrottbar schlechtes Gewissen. Niemals vermag das alte Geschlecht, das den Krieg vorbereitet und entzündet hat, dem neuen Europäer die Wohnung zu bereiten. Diese Tröpfe legen Deutschland die Abrüstung auf und waffnen sich weiter, ohne zu bedenken, daß mit Maschinengewehr und Fliegerbombe noch lange nicht die letzte Höhe des Vernichtungswahnsinns erklommen ist. Die Giftgase, das Heer der Spaltpilze und der hochgespannte Strom dürften nach dieser Richtung hin noch sehr große Überraschungen ergeben, besonders wenn ein für diese Dinge überaus hochbegabtes und äußerst fleißiges Volk durch Gier und Mördergewalt zur höchsten Leistungsfähigkeit aufgepeitscht wird. Wer den deutschen Kessel überheizt, darf sich nicht wundern, wenn er platzt. Diesmal aber sitzen die

Heizer draußen. Doch gesetzt den Fall, er hält Stand. Was geschieht, wenn diese Belastung plötzlich aufhört? Was geschieht mit Deutschland, also mit Europas überschüssiger Kraft, wenn nach einem Menschenalter die Kriegsentschädigung getilgt ist? Seine Fabriken werden rastlos weiterarbeiten, und seine nun wieder freien, durch den dreißigjährigen äußeren Druck zur Genügsamkeit, Sparsamkeit und vom Klassenbewußtsein zum Menschheitsbewußtsein erzogenen Arbeiter werden eine solche unerhörte Bedrohung des Weltmarktes bilden, daß ein neuer Völkerkrieg die unausbleibliche Folge ist, wenn ihn nicht eine vorher ausbrechende Weltrevolution überflüssig macht. In beiden Fällen wird sich die Menschheit verbluten, und der Untergang Europas wird sich unaufhaltsam vollenden. Nur auf dem von uns erwählten Wege ist dieser doppelten Bedrohung mit unbedingter Sicherheit auszuweichen. Krieg und Revolution sind ohne Waffe unmöglich, daher muß vor allen Dingen die Waffe verschwinden, und die schonungslose Verfemung des Mörders und seines Lehrers muß unverlierbar dem Bewußtsein der Völker eingehämmert werden!"

„Ein hohes Ziel!" nickte Adam Gluth.

„Allein Sie zweifeln an der Möglichkeit, es zu erreichen?" fragte Karl Wenken.

„Ich glaube wohl, daß der Zustand der allge-

meinen Abrüstung erreicht werden kann," gab Adam Gluth zu.

„Damit haben Sie alles zugestanden!" rief Karl Wenken rasch. „Einmal erreicht, wird dieser Zustand von Dauer sein, da er nicht nur die äußeren und inneren Verhältnisse, sondern auch den Menschen grundsätzlich verändern wird. Erst dann wird nämlich der wahre Mensch in die Erscheinung treten können, der von seiner Seele alles Tierische abgestreift hat."

„Dies ist vielleicht das höchste Ziel, das der Menschheit winkt!" nickte Adam Gluth. „Sollte es aber nur auf diesem einen Wege zu erreichen sein? Sollte es, diesen Zustand herbeizuführen, nicht noch andere, wirksamere Mittel geben, als den mühsamen, versteckten Kampf gegen den Gebrauch der Waffe?"

„Vorerst nicht!" antwortete Karl Wenken mit Entschiedenheit. „Zunächst muß der militärische Gehorsam als der Ursprung aller tierischen Unvernunft ausgerottet werden. Nicht eher darf man sich von der Gründung einer wahrhaft europäischen Partei Erfolg versprechen, die vor keiner Landesgrenze halt macht. Die vernünftige Regelung zwischenstaatlicher Schwierigkeiten, die endliche Einigung Europas wird ihre Losung und Aufgabe sein. Diesen Notwendigkeiten widersetzen sich heute noch am heftigsten die französischen Mar-

schälle und Generäle, diese berufsmäßigen Massenmörder, die mit vollem Recht von dem Untergang ihres glorreichen Schlachthandwerkes ihre eigene Auslöschung befürchten müssen. Denn als gewerbsmäßige Menschenblutvergießer sind sie von vornherein für jede andere Tätigkeit verdorben. Nach Ausschaltung dieser Massenschlächter muß der europäische Dauerfrieden auch außen und innen ganz von selbst eintreten. Mit ihnen werden auch ihre Lakaien, die Geheimdiplomaten, die ihre völkervergiftenden Tränke nur hinter verschlossenen Türen zu brauen wagen, und die politischen Gaukler verschwinden, die ihren Beruf darin sehen, immer nur den niedrigsten Trieben der Massen zu schmeicheln. All diese Erscheinungen stammen aus dem finstersten Mittelalter. Auch das allgemeine, im mittelalterlichen England erfundene Wahlrecht paßt nicht mehr in die neue Zeit. Nur dem Manne, der bewußt zeugt, und nur der Frau, die empfängt und gebiert, darf das Recht eingeräumt werden, mit ihrem Willen die Zukunft zu beeinflussen. Wem Natur und Schicksal die Gabe der natürlichen Fortpflanzung versagt hat, kann durch Aufziehung eines fremden Kindes dieses Recht erwerben, wer sich dieser vornehmsten aller Menschenpflichten böswillig entzieht, wird als passiver Mörder am heiligsten Leben aus der Gemeinschaft der europäischen Völker entfernt.

Australien und die Inseln des Stillen Ozeans dürften für diese Verbannungen am geeignetsten sein. Dasselbe geschieht mit den gemeinen Verbrechern und den grundsätzlichen Eisenfressern, die ohne Blutbad nicht leben können. Dazu gehören auch die Entartungen der Aufwiegler, Volksverführer und Zeitungshetzer, die den Haß der Völker und Klassen predigen und blutige Kriege hervorrufen. Dort mögen sich all diese Reste der unbewußten, tierischen Menschheitsentwicklung gegenseitig niedermetzeln, bis der letzte Mörder im Blut der anderen ertrinkt und dadurch die Bahn für die neue Besiedelung mit wirklichen Menschen frei wird. Dem neuen Europa wird der Begriff der Gewalt nur als eine unverständliche Narrheit der Vergangenheit bekannt sein. Denn es gibt für die gesamte Menschheit keine entsetzlichere Schande und keinen tolleren Irrtum, als Massenmörder durch Denkmäler zu verherrlichen. Wenn dieser Pfeiler erst einmal zertrümmert ist, wird das ganze Gebäude des Machtwahnsinns zusammenstürzen. Dann erst wird Europa, das vorerst noch eine Mörderhöhle ist, eine Wohnung für freie, aufrechte und brüderliche Menschen sein."

Ewald Gerhard Seeliger.

Treue.

Heimat, Heimat, wie leuchtet dein Angesicht!
Deine reine Stirne trübt das Alter nicht,
ich höre dein Herz, das jubelt so starken Schlag,
wie Lerchentriller aus meinem Jugendtag!
Deine Sonne reift immer noch mütterlich
Segen aus deiner braunen Scholle für mich,
immer noch horchst du auf meinen Wanderschritt —
Heimat, Heimat, wo klingt der Freunde Tritt?
Blieben sie nicht mehr dein, die an welschem
Strand
oder in Polen verdarben in Sumpf und Sand?
Ach, sie sanken für dich mit zerschossener Brust,
du aber schmückst dich golden, träumend von Lenz
und Blust!
Aus der schweigenden Erde wie Glockenmund
tut mir das schlagende Herz der Heimat kund:
Knabe, küsse den Boden, der niemals trog!
Siehe, ich wuchs, so weit unsere Fahne flog!
Nicht ein Hügel wölbt sich in fremdem Land,
den nicht Heimattreue wie Erz umspannt,

jedes Blatt in purpurner Herbstesglut
lodert für meiner Söhne strömendes Blut,
jede Blüte, die meinem Schoß entbricht,
brennt für die fernen Gräber als Opferlicht!

Werner Jansen.

Hinterm Deich.

Oben im Norden, an der Küste der stürmenden Nordsee, hinter dem starken, grasbewachsenen Deich, an dem die Milchschafe weiden, dem Deich, an dem sich die wildschäumenden, unermüdlich anstürmenden Wellenrosse die weißen Gischtköpfe einrennen, liegt das Hafenstädtchen.

Noch vor wenigen Jahren herschte darin reges Leben und Treiben. Stolze Dampfer kamen, herrliche Schiffe zogen aus. Und die kommenden und gehenden bargen Güter, die verladen werden mußten, sei es, daß sie aus fremden, fernen Landen stammend, ins Hinterland gebracht wurden, sei es, daß sie deutschem Geist und Fleiß entsprungen, in die Weite gehen sollten. Arbeit gab's in Hülle und Fülle für jeden, der arbeiten wollte, und gutes, wenn auch bescheidenes Einkommen, und der Hafen war ein einziges ununterbrochenes Gewimmel von Menschen.

Jetzt jedoch war es still in den Straßen. Und zwischen dem Pflaster der Hafenplätze wuchs Gras.

Viele Menschen lungerten herum. Sie wollten arbeiten. Doch kein Schiff lag da. Alle

waren fortgebracht worden — ausgeliefert den Feinden.

Denn es war Friede in Europa geworden.

„Friede!“ lachte Jürgen Berninga, der alte ostfriesische Hafenarbeiter, der im Sonntagskleid auf dem Deich dahinschritt, lachte laut und höhnisch. Er blieb stehen und blickte über die weite See, die unter dem grauen Regenhimmel die vom Westwind gepeitschten bleiernen Wogen hin und her rollte. Gut, daß es so windete, da gab's Bewegung! Sonst wäre ja alles tot, dachte er. Weit und breit kein Schiff zu erblicken, kein Segel, kein Rauchwölkchen am weiten Horizont...

„Frieden!“ lachte er wiederum sein hohnvolles, gequältes Unglückslachen, der weißhaarige Mann, ein Lachen, in dem getäuschte Hoffnung, vernichtetes Glück, Verzweiflung lagen...

Wer, wer lachte nicht mit? Friede? Wem ballten sich nicht die Fäuste bei dem Gedanken an Schmach, Elend, Sklaventum, die dieser „Friede“ gebracht? Wem mußten nicht alle guten Gedanken ersterben, wenn er der Ketten gedachte, mit denen in Versailles das deutsche Volk gefesselt worden war?

Betrogene Menschheit! Ja — Menschheit! Denn die ganze Menschheit litt unter dem Haß. Und schon begannen die auf Deutschland abgeschnellten Pfeile auf die Schützen zurückzufliegen.

Aber vor allem litt das deutsche, das betrogene Volk, das auf Wilsons Worte vertraut und an einen echten Frieden geglaubt hatte.

Hohn und Schmach, dieser Friede! Dieser Friede der Ketten und des Hungers, des bittern Elends und grausigster Not...

Jürgen brauchte nur an sich herabzuschauen und seinen Sonntagsstaat zu betrachten. Früher hätte er sich geschämt, in solchem Anzug werktags durch die Straße zu gehen. Früher — als er noch die vielen Kinder zu ernähren hatte! Jetzt, da sie alle groß waren — oder auf dem Grunde der Nordsee oder in flandrischer Erde lagen, jetzt, da er nur noch für sich selbst und Mutter zu sorgen hatte — jetzt lief er mit knurrendem Magen und dreifach geflickter Hose und Jacke und — ohne Hemd herum. Am Sonntag!

Die Glocken der nahen Kirche begannen zu läuten. Jürgen Berninga blieb stehen und lauschte. Wie friedlich klang es über den Deich herüber. Unwillkürlich dachte er an die Kriegszeit zurück. Wie oft hatten sie „Sieg" geläutet, die Kirchenglocken. Jedesmal war es ihm ein Ärgernis gewesen. Wie konnte eine Kirche, in der Menschenliebe gepredigt wurde, Freude läuten, wenn Tausende tot oder sterbend auf den Schlachtfeldern lagen? War das christlich, menschlich? — So hatte er gedacht. Damals! Denn damals war

er noch ein fanatischer Friedensfreund gewesen. Viele Auseinandersetzungen hatte er mit Pastor Starker deswegen gehabt. Hetzte der nicht zum Kriege, wenn er das Volk zum Aushalten und Durchhalten aufforderte, wenn er die Waffen segnete, die zum Menschenvernichten bestimmt waren — statt eines zu sagen, stets nur dies eine einzige: „Schließt Frieden — dann herrscht Friede auf Erden!" . . .

Ja, Jürgen Berninga war konsequenter und darum absoluter Kriegsgegner gewesen. Wer das Schwert nimmt, soll durch's Schwert umkommen, stand in der Bibel. Und wenn er auch sonst wenig von dem glaubte, was drin stand — dieses glaubte er fest. Sogar in „Schutzhaft" hatten sie ihn nehmen wollen, weil er seine Meinung immer wieder in aller Oeffentlichkeit aussprach. Er war überzeugt: sein Volk brauchte nur die Waffen niederzulegen und die Führer zu verjagen, dann würden Wilson und die Amerikaner ihre Versprechungen wahr machen: keine Sieger und keine Besiegte, aber Friede auf Erden, ein Reich der Menschlichkeit, darin die Schwerter zu Pflügen und die Lanzen zu Sicheln umgeschmiedet würden, wie ein Prophet geweissagt hatte — wie er hieß, wußte Jürgen nicht, das war ja auch gleichgültig...

Und jetzt? — Jetzt! Er ballte in ohnmächtiger

Wut die Faust gen Nordwesten, in die neblige, rollende See hinein.

Ohne es zu wissen und zu wollen, trugen ihn seine Schritte zum Kirchlein hin. Plötzlich stand er vor dem Portal und wunderte sich selbst darüber. Na, nun war er mal da. Er klopfte die Reste des glimmenden Buchenlaubs aus der Pfeife, denn zu echtem Tabak langte es schon längst nicht mehr, wenn auch überall welcher zu haben war.

Die Kirche war ziemlich leer. Merkwürdig! Sie war doch so voll gewesen, als Pastor Starker gegen Ende des verlorenen Krieges ein so ganz anderer geworden war. Wie eine Binde war es von seinen Augen gefallen, hatte er selbst seiner Gemeinde bekannt, Unrecht habe er getan, daß er den Krieg nicht verflucht habe vom ersten Augenblick an. Und von da an hatte er nur noch Predigten gehalten, die Liebe und Frieden priesen.

Alle im Städtchen hatten den Pastor hören wollen. Selbst Leute, die seit Jahren die Kirche nicht mehr besucht hatten, liefen hin, um die Friedensbotschaft zu vernehmen. Fast überall fand sie Anklang. Ach, den Menschen schien tatsächlich die Binde von den Augen genommen zu sein! Ein einziger Gedanke lebte in ihnen, nachdem dieser grausige Krieg zu Ende gegangen war: nur keinen Krieg mehr, nie, nie mehr! Friede, nichts als Friede! Lieber alle Lasten tragen — furchtbarer

als ein Krieg könnten sie auch nicht sein! Lieber die schwersten Opfer bringen — man wollte sie bringen — um des echten, wahren Friedens willen, der die Menschheit aufbauen sollte zu einer wahren Kulturgemeinschaft. Frei sollte jedes Volk zwischen freien Völkern wohnen.

Dann waren die furchtbaren Waffenstillstandsbedingungen von den Feinden erpreßt worden. Ihre Härte fiel wie ein Reif auf vieler Deutschen Hoffnungsblüten und ließ gar manche jämmerlich zu Grunde gehen. Wie? So wurde der Friede eingeleitet — gegen die Versprechungen, gegen die Bedingungen, die Wilson selbst gegeben und gestellt hatte?

Jürgen Berninga hatte gerufen: hart seien sie, diese Bedingungen, ja, doch zu verstehen; sie müßten hart sein. Fort mit allem Kriegsgerät, raus damit aus dem Land, das Friedensland werden wollte! Und wieder gutgemacht das angetane Unrecht! — Auch der Pastor hatte seinen Zuhörern, die verzweifeln wollten, gezeigt, daß wir diese Lasten auf uns nehmen müßten.

Aber als der Friede von Versailles kam, wurde die Kirche des Friedenspredigers von Sonntag zu Sonntag leerer. Man lachte über ihn. Dann wurde er ein Gegenstand des Ärgernisses. Doch Jürgen Berninga hatte unentwegt festgehalten an seinem Glauben vom Reifen des Friedens auf

Erden, dessen Schrittmacher das deutsche Volk sein sollte.

Bis er, bis die ganze Stadt hinter dem Nordseedeich, bis das ganze Volk die Folgen von Versailles am armen, vom Hunger und Elend der vielen Kriegsjahre und der langen Waffenstillstandszeiten ausgemergelten Leib in einer Weise zu spüren bekam, die jeden Friedensgedanken erstickte. —

Oben auf der Kanzel stand Pastor Starker und redete. Er kannte die Stimmung sehr wohl, von der seine Gemeinde von Tag zu Tag mehr erfaßt wurde. Dagegen angehen mit aller Kraft und aller Begeisterung, deren er fähig war — darin sah er jetzt seine Aufgabe. Und Jürgen Berninga hörte mit den wenigen, die in der Kirche saßen, folgende Worte:

„Religion und Krieg — sie vertragen sich nicht miteinander. So wenig wie Feuer und Wasser, wie Licht und Finsternis, wie Seligkeit und Verdammnis, wie Leben und Tod sich vertragen.

Krieg ist Finsternis, ist Verdammnis, ist Tod.

Es ist das Aufhören der Menschlichkeit, die Herrschaft der Unmenschlichkeit. Er macht den Menschen gewalttätig, roh, schlecht, läßt die scheintote Bestie in ihm zum Leben erwachen, stark werden, riesenstark ...

Die Religion dagegen will den Menschen er-

heben, gut, stark machen den Menschen! Will darum die Bestie in ihm ertöten. Will ihn eins werden lassen mit dem Ewigen und Unendlichen — mit Gott.

Was ist sein Wesen?

Gott ist das Werden, die Lebensquelle, die Daseinskraft, das ewige Leben selbst.

Wird Leben etwa erhalten durch Haß? Nein, durch Haß wird es vernichtet! Lebensfeindlich ist der Haß! Leben wird allein erhalten durch die Liebe: sie ist Lebensbejahung. Leben ist Liebe — Gott Liebe. Es gibt daher keine Kulturreligion, es gibt keine Moral eines Kulturvolkes, die Lieblosigkeit oder Haß predigte. Nein, alle, alle sind eins in diesem: Liebe soll, nein muß herrschen, sollen die Völker nicht untergehen.

Vor allem tut dies das Christentum, zu dem ihr euch bekennt, meine Zuhörer!

Diese Religion kennt keinerlei Gewalttat, keinen Krieg, keinen Haß. Sie kennt nichts als Liebe. Kreuz und Schwert sind Gegensätze. Darum herunter mit dem Kreuze von den Schwertern!

Man mag dies töricht finden, unpraktisch, unpolitisch. Mag sein. Aber dann scheltet Jesum, den Christ. Nicht mich, der ich sein Diener und Prediger bin.

Meine Zuhörer, Gott hat uns den Krieg verlieren lassen. Ein armes, geschlagenes, gedemütig-

tes, ja hungerndes Volk sind wir. Und manch einer fragt: warum, warum müssen wir so furchtbar leiden, wir im Volk, das nie den Krieg gewollt hat... Denn wer, wer von uns allen wollte ihn, den entsetzlichen Würger?

Fragt nicht: warum? Nein, fragt, wozu?

Wozu?

Entwaffnet sind wir. Gott hat es so gewollt. Doch um uns herum starren die Völker noch immer in Waffen, die bestimmt sind, Menschenbrüder zu vertilgen. Sie leiden an der Krankheit, die von uns genommen worden ist durch den verlorenen Krieg: am Willen zur Gewalt, die vor Recht geht. Denn wer sich auf das Schwert stützt und ihm sein Recht anvertraut, der gibt den Anspruch auf Gerechtigkeit auf. Jetzt ist die Zeit da, wo am deutschen Friedenswesen die am Militarismus krankende Welt genesen soll. Wenn — das deutsche Wesen in Wahrheit Friedenswille, Liebeswille ist!

Gewiß, der Friede, der uns aufgezwungen ist, er hat vieler, vieler Herzen verbittert und verhärtet. Aber laßt euch nicht mit Haß erfüllen! Nur dieses nicht, nur dieses nicht... nur keinen Haß, keinen Haß..."

Bei diesen Worten des Pastors lachte Jürgen Berninga unwillkürlich laut auf. Ein bitteres, häßliches, giftiges Lachen war es. Gegen seinen Willen hatte es sich seiner Brust entrungen und

war durch die stille Kirche gefahren — wie eines Spottvogels Schrei durch den stillen Sommerwald, daß er selbst gewaltig darob erschrak. Jäh hielt der Pastor in seiner Predigt inne. Seine Augen, in die ängstliche Unsicherheit geflogen war, blickten erstaunt-erschrocken den Störer an. Nur zögernd fuhr er nach einer kleinen Pause fort. Aber es war, als habe Jürgens Bitterkeit die Flamme der Begeisterung in ihm ausgelöscht, als könne er die zerrissenen geistigen Fäden, die sich zwischen ihm und den spärlichen Zuhörern gesponnen hatten, nicht mehr finden, fassen, weiterführen. Kraftlos floß seine Rede hin, müde, fast gequält klangen seine Worte, als zwänge er sie sich auf die Lippen.

Sofort nach Beendigung des Gottesdienstes eilte er zu Jürgen Berninga. Schwer bedrückt ging er seines Weges. Was — was mochte wohl in den Mann gefahren sein, in diesen fanatischen Friedensfreund? Sollte auch er... Nein, nein, das war unmöglich... „Herr, laß meine Brüder nicht schwach, laß mich nicht wankend werden," betete er bedrückten Herzens. Man grüßte den Pastor höflich. Aber es war ein anderes Grüßen als noch vor wenigen Monaten; kalt, gemessen, halb gezwungen, fast feindselig. Der reiche Fabrikbesitzer Grützemann, der ihm entgegenkam, überquerte plötzlich die Straße und betrachtete auf der

andern Seite angelegentlichst ein Schaufenster ... Der Pastor lächelte bitter, als er es sah: es war das leere Schaufenster eines Fischhändlers ... Starker atmete schwer. „Geist des Hasses, wirst du — wirst du wirklich triumphieren auf Erden?" flüsterte er vor sich hin. Sein Herz preßte sich in ihm zusammen, daß er körperlichen Schmerz empfand.

Es wurde ihm nicht leichter zu Mute, als er das Arbeiterviertel durchschritt. Wie verwahrlost sahen die Kinder aus, die auf der Straße spielten, abgemagert, hohlwangig, mit Greisenköpfen, Gestalten, denen die Tuberkulose sichtbarlich im eingefallenen Brüstchen saß und aus den großen Augen herausglänzte, in unendlich oft geflickten, aber trotzdem immer wieder zerrissenen, zerschlissenen Kleiderlumpen. Ohne Kragen, die meisten ohne Hemd. —

Bei Jürgen Berninga saß man beim Mittagessen. Kohlrüben, genau wie in den schwersten Hungerzeiten des Krieges, und genau wie damals ohne Fett zubereitet.

Als Jürgen den Geistlichen sah, rückte er verlegen hinter dem Stuhl hin und her. Er räusperte sich mehrmals und hub an: „Sie kommen wohl, Herr Pastor, weil ich ... weil ich gelacht hab'? Verzeihen Sie mir, Ihnen hab' ich gewiß nicht wehtun wollen. Nein, bestimmt nicht. Aber sehen

Sie ... ich ... ich konnte nicht anders, ich mußte loslachen ... lachen ... lachen ... und wenn ich gleich ins Zuchthaus abgeführt worden wäre — ich hätt's doch tun müssen."

„Ich bin nicht hergekommen, Euch darob zur Rede zu stellen, Jürgen Berninga," antwortete der Pastor ernst. „Ich möchte nur dies wissen: was trieb Euch zu diesem Lachen? Ja, das möchte ich wissen."

„Was mich dazu trieb? Daß irgend jemand jetzt noch von Liebe reden mag, Herr Pastor, jetzt noch, das hat mir das Lachen auf die Lippen gezwungen. Jetzt noch von Liebe!" Und wiederum lachte er los, gellend, hart, daß der Pastor erschauerte.

„Jürgen," begann er wieder. „Ihr seid derjenige gewesen, der mein Gewissen geweckt hat, als ich zum Krieg predigte. Wißt Ihr das nicht mehr? Und jetzt — jetzt lacht Ihr?"

„Ja, ich hab' an Liebe und Frieden geglaubt, immerzu. Doch diesen Glauben haben sie mir zerstört, die drüben im Westen, die in der Nordsee, die überm Ozean. Oder kann ich — kann ich d e n lieben, der mich nicht einmal leben lassen will? Sie pressen grausam, langsam das bißchen Leben, das uns geblieben ist, aus uns heraus. Wollen wir etwa nicht arbeiten, nicht dulden, um das Elend vertreiben zu helfen, das durch den Krieg bei

unsern ehemaligen Feinden geworden ist? Wollen wir etwa etwas anderes als arbeiten, um soviel zu verdienen, um wohnen, essen, uns kleiden zu können? Mögen sie alles andere nehmen! Aber nicht einmal das Unentbehrlichste zum Leben lassen sie uns!"

„Es wird besser werden, es muß ja sein," murmelte der Pastor. „Wir müssen harren, hoffen auf den Sieg des Guten..."

„.... bis wir ganz und gar verhungert sind," unterbrach Jürgen. Alle Schiffe haben wir abliefern müssen. Nun haben wir keine Arbeit hier. Mein Häuschen hab' ich schon verkauft, das ich mir erspart hatte aus sauer verdientem Geld, und bald ist's aufgezehrt. Was dann? Denn mit dem bißchen Arbeitslosenunterstützung kann man, muß man verhungern. Andern geht's genau wie mir. Und die, die arbeiten — die hungern auch. Warum? Weil die drüben uns den letzten Blutstropfen aussaugen wollen. Sehen Sie, das ist die Ausbeutung allerschlimmster Art, und sie geht vor sich im Namen der „Gerechtigkeit" und der „Menschlichkeit". Hahaha! Wie kann man da noch glauben, noch hoffen? An Liebe denken? Den Haß werfen sie ja in unsere Seele hinein, daß wir uns nicht wehren können gegen die giftige Saat, die in uns aufsprießt. Und das soll Jahrzehnte lang so gehen? Unsere Kindeskinder sollen

dasselbe elende Los tragen, wie wir? Unsere Feinde — sie hatten es in der Hand, der Welt den Frieden zu geben. Wir, wir waren die Störenfriede, so sagten sie. Hatten sie uns nicht am Boden? Konnten sie also nicht die Welt nach *ihren* Grundsätzen einrichten? — Es ist ihnen nicht eingefallen! Haß säen sie. Haß werden sie darum ernten. Das ist Gerechtigkeit."

Der alte Mann hatte es dem Pastor mit solcher Leidenschaftlichkeit entgegengeschleudert, daß diesen Entsetzen faßte.

„Ich ... ich kenne Euch nicht mehr, Jürgen Berninga," stammelte er erbleichend. „Jetzt gerade gilt es zu beweisen, daß wir Christi Kreuz tragen wollen und in der Liebe beharren auch denen gegenüber, die uns so viel Böses tun."

Berninga zuckte die Schultern. Doch sein Weib, das bis dahin stumm dagesessen, stimmte ein gellendes Hohngelächter an. „Führ' ihn doch zu Fritz, den Herrn Pastor, da soll er in der Liebe beharren!" rief sie. Ihre Augen sprühten Haß, im runzligen Gesicht zuckten die Lippen, die ausgemergelte Hand zitterte ...

Schweigend riß Jürgen die Mütze vom Nagel. „Kommen Sie," herrschte er geradezu den Pastor an. Er führte ihn schweigend durch einige Straßen und machte vor einem ärmlichen Hause halt. „Hier wohnt mein Sohn, treten Sie ein, Herr Pastor

und erbauen Sie sich an der Menschenliebe unserer Feinde."

Furchtbar verkommen war das Haus. Ausgetreten die Stiegen. Im Zimmer, das sie betraten, hingen die Tapeten an den Wänden herunter oder waren mit Nägeln angeheftet. Feuchtigkeit hatte Schimmel darüber gezogen. Statt Scheiben war Pappe auf die Fensterkreuze genagelt. Der Fußboden zeigte klaffende Höhlungen. In diesen Räumen — es waren deren zwei — hauste der Seemann Fritz Berninga mit seinem Weib und seinen fünf kleinen Kindern. Auf dem Bettrand saß die junge, bereits verblühte Mutter und reichte dem Jüngsten die Brust. Blaß, großäugig, mit eingefallenen Wangen, als ob sie Totenköpfe trügen, glotzten die Kinder die Eintretenden an, daß der Pastor erschrak ob des Elends, das ihnen von den Wänden herab, von den zerlumpten Betten her aus den mageren Gesichtern entgegengrinste. Und Fritz erzählte:

„Arbeit? Hab' keine! Das Schiff liegt draußen. Kohlen haben wir nicht. Wozu? Fortzubringen ist doch nichts. Und wenn auch. Das Schiff ist ruiniert! Vor zehn Wochen waren wir in England. Wir mußten Kohle einnehmen. Jawoll! Fortgejagt haben sie uns wie lästige Hunde." Er knirschte mit den Zähnen. „Wir mußten ohne Kohlen in See — in die wildstürmende See. Da

haben wir alles, was hölzern war auf unserm Schiff, abgerissen und unter die Kessel gestopft, nur um heimzukommen. Das Schiff ist kaput! Wie die Hunde ... nein, viel schlimmer haben sie uns gejagt ... erbarmungslos in die tobende See ... ohne Kohlen. Ist das menschlich? - Und uns — uns nannten sie ‚Hunnen'."

Erschüttert stand der Pastor da. Aber Fritz fuhr fort: „Was soll ich tun? Wo find' ich ein neues Schiff? Wo Arbeit? Fortziehen von hier? Wohin? Ja, wenn wir irgendwo eine Wohnung fänden! Aber es gibt keine, in ganz Deutschland gibt es keine Wohnung für eine Familie. Hahaha! Hier — hier haben wir wenigstens ein Dach über'm Kopf, wenn's auch nur ein elender Stall ist, in dem wir hausen. Sehen Sie meine Kinder an. Sie verhungern langsam, ganz langsam. Warum müssen sie verhungern? Ist's nicht genug damit, daß im Krieg die Kinder reihenweise wegstarben? Soll das so weitergehen, zehn, zwanzig, dreißig, nein vierzig oder noch mehr Jahre — denn so lange wollen sie uns ja versklaven und hungern lassen. Sehen Sie, ich bin vom Vater als Kriegsgegner erzogen. Während des Krieges hab' ich erst auf Honolulu, dann in Amerika selbst gesessen als Internierter. Und hab' dem Krieg geflucht, und hab' gejubelt, als ich vom Frieden hörte. Vom Wilson-Frieden — denn der war ausgemacht, kein

anderer! — Nein, nie hab' ich was vom Krieg wissen wollen. Aber jetzt — jetzt ... wahrhaftig, zu dieser Stunde ging' ich mit, wenn's gegen diese Sklavenhalter ginge. Denn dies Elend — das, das läßt den Menschen zur Bestie werden." Er stellte sich an die Wand und blickte stumm und starr in die Weite. Seine Lippen sogen an der kalten, leeren Pfeife.

„Ich war letzthin in Hamburg," begann Jürgen Berninga. „Überall ein und dasselbe Bild. Arbeit haben sie dort zum Teil, o ja. Aber soviel verdienen sie nicht, daß sie sich mit ihrer Familie satt essen oder gar kleiden können. Ist's im übrigen Deutschland anders? Nein! Elend, nichts als Elend überall! Wundern Sie sich, wenn der Haß lichterloh flammt? Verflucht seien sie, die uns betrogen haben, die uns von Weltfrieden und allgemeiner Abrüstung und Gerechtigkeit sprachen und uns statt dessen den langsamen Hungertod des wehrlosen Sklaven brachten, der in Ketten sterben muß ..."

*

Pastor Starker saß erschüttert im Studierzimmer vor seinem Schreibtisch. Er rang verzweifelt die Hände. Wo er ging und stand, hörte er Berningas verzweifeltes Hohngelächter, das am Morgen seine Predigt unterbrochen hatte. Aus allen

Ecken grinsten ihn verhungerte Kindergesichter an; in jedem Bild schienen ihm Augen zu schillern, die von Schwindsucht und Haß glühten. Haß überall ... Er stöhnte und verbarg sein Gesicht in den Händen. „Und vergib uns unsere Schuld," betete er, „wie auch wir vergeben unsern Schuldigern ... Vergib, Vater im Himmel, der irrenden, hassenden Menschheit. Wenn du die Liebe bist, so offenbare dich den Hassenden! Vater, laß mich in Liebe beharren ... wenn du die Liebe bist ... wenn ... wenn du ... die Liebe bist ..."

Emil Felden.
Pfarrer von St. Martini, Bremen

Die Völker.

Vielleicht meinen sie alle es gut,
sonst vergössen sie nicht ihr Blut.
Aber das Hirn ist ihnen schwer
und sie verstehen sich nicht mehr.

Laster heißt der Fleiß,
der dem andern frommt,
weiß ist nicht mehr weiß,
wenn's vom Feinde kommt.
Keine Krume mehr wird ihm zugemessen,
lieber sollen alles die Fische fressen.
Keine Flamme soll er mehr sein auf Erden,
verhungert und ausgetilgt soll er werden.

Wenn er tapfer ist, so speit man ihn an;
Herz hat er keines, und sein Geist ist vertan.
Doch hat er Kinder von Fleisch und Blut,
und sie haben ihn lieb und wissen nicht, wie die
Bosheit tut,
sind unschuldig, wie die der anderen auch.
Ihre Schuld besteht in anderer Hirne Nebel und
Rauch.

Beethoven in Paris.

Hinterlassene Aufzeichnungen des verschollenen deutschen Musikers Bernhard Schönpflug. Durch einen Freund der Öffentlichkeit übergeben.

Die Stille wartet. Sie sendet den Schatten der Ruhe voraus. Es gibt nichts Herrlicheres in diesem unfaßbaren Leben, als die Gewißheit des Absterbens. Entschlossen bin ich. Ich werde untertauchen, mein gepeinigtes, ratloses Selbst aufheben ohne den verhaßten Eingriff physischer Gewalt. Es ist ein so bezeichnendes Wort: Selbstmord. Darüber kommt der Mensch, der „Gipfel der Entwicklungsstufen", nicht weg. Er darf es nicht, heißt es vom Tode in Hauptmanns „Hannele". Und wir dürfen es auch vor uns nicht. Es blieb mir erspart, im Kriege Mörder unter Mördern zu sein — nun will ich auch nicht das Gefäß, das meine eigene Seele verwahrt, zuschlechterletzt zertrümmern.

Nein — noch ist das Verlöschen möglich, das ich empfinden darf — ein greifbares Nichts, ein Überwinden des Todes. Ich wage die Einsamkeit! Nicht mehr schaffen, nicht mehr hoffen, nicht mehr lieben und nicht mehr hassen... Indien irgendwo.

Ich habe keine Folianten gewälzt, ich habe den Buddha nicht studiert, aber ich finde den Buddha. Und eines weiß ich — die Kunst, die ich nun durch das Denken vernichte, wird sich an mir rächen und meine letzte Hilfe sein. Wenn ich keine Note mehr schreibe, keinen Flügel mehr berühre, wird alles um mich her Musik werden, wachsend und schwellend bis zum Donner, dessen Blitz mich erschlägt. Das ist mein Kreuz, zu dem kein Weib emporreicht. Das ist mein Vaterland, mein Deutschland, jenseits von Haß und Mißverstehen.

Wir haben der Welt die größte Musik gegeben, aber nun kann unsere Musik nur noch durch Heimkehr, durch eine neue, ach so alte Romantik gerettet werden. Mammon kreuzigt Deutschlands romantischen Geist. Sie sind verblendet ringsum, sie sehen es nicht. Ich nehme diese Erkenntnis in mein lebendiges Grab. Man ließ mich nicht mehr als deutschen Menschen leben — so will ich auch nicht als deutscher Künstler leben. Aber ich glaube eine große Pflicht zu haben, bevor ich Abschied nehme. Man soll von mir lernen, man soll wissen, wie es gekommen ist. Was ist die tiefste Lehre? Das Begreifen eines Menschenschicksals. Wenn nichts mehr verlohnt im Chaos der Zeit. — Jugend, die lebt, lohnt immer. Absterbend höre ich ihren unbeirrten Gesang auf dem Heimwege, unter Sternen. Fände

sie mich sterbend, den Revolver in der Faust — was bliebe wohl, als das rasche Mitleid mit einem Überrannten? Doch wenn sie mich gar nicht mehr finden, wenn ich ihnen ein Pilger bin ins Unbekannte dieser allzu bekannten Welt...

Doch halt. Meine Gedanken werden eitel. Fäden spinnen sich an, die zerrissen waren. Losgelöst will ich bleiben, mir selbst gegeben, unauffindbar — aber diese Blätter lasse ich zurück. Musik wurde von jeder Seele anders gedeutet — das ist der Fluch der Musik für ihren Schöpfer. Diese Worte sind eindeutig, sind eine Beichte, die nur von mir kommt. Ich sende sie einem Freunde, mit dem ich nie gesprochen habe. Nur einmal fanden wir uns — es war nach einem Konzert, ich hatte gespielt, und Germaine stand neben mir. Da trat jener Mann zu mir und drückte meine Hand und sah nicht auf Germaine und schwieg. Seitdem wußte ich, daß er mein Freund war. Germaine fragte mich oft nach ihm...

Er bekommt diese Blätter. Nie wird er wissen, wo ich verlösche. Nur die Musik, die ich nicht mehr niederschreiben werde, aber die mich töten wird, kann ihn erreichen. Sie wird ihn schlüssig machen, ob er Deutschland und seine Jugend meine Beichte hören läßt oder nicht.

*

Es war im Jahre 1909, als ich zum erstenmal nach Paris kam. Mein Vater war ein Freund der Franzosen — kein Künstler, ein Kaufmann, aber er sah das lösende Element seiner deutschen Hemmung im Gallischen, vielleicht auch im Romanischen, er glaubte an das höhere Recht der schönen Form, und daß wir am Inhalt erstickten. Der Wohllaut der französischen Sprache brachte sein Gemüt in Schwingung, und seine Erzählungen von Paris nahmen kein Ende. So wurde meine Jugend von dem Wunsche nach Paris erfüllt — es war mehr ein ehrfürchtiger als ein sehnsüchtiger Wunsch. Mein Eigenleben wurde nicht davon berührt. Das blieb um so hartnäckiger im Bannkreise meiner deutschen Mutter, die über ihr gotisches Heimatstädtchen kaum hinausgekommen war. Bei ihr wurde ich Musiker. Durch sie fand ich Beethoven. Aber ich wußte auch von Mozarts Jugendblüte in Paris, von Richard Wagners deutschem Manneskampf in der Stadt der Franzosen. Unsere Genien hatten dort unverwelkliche Rosen gepflückt. Ich sehnte mich oft, es ihnen nachzutun. Von Feindschaft, Rachedurst, ewigem Rassengegensatz hörte ich auch — ich ging ja noch in die Schule der Menschen von 1870. Aber das alles drang nie mit seiner ganzen Glaubwürdigkeit in mein Gemüt. Jahrzehnte waren seit dem Kriege vergangen, man hatte sich immer mehr finden

und schätzen gelernt, man hatte Blut und Blut gemischt — die Kunst war das große Freiland der Versöhnung geworden. Was war Elsaß-Lothringen gegen Beethoven? Was konnte zwischen uns bleiben, wenn wir ihre Schönheit verstanden und sie unsere Tiefe?

So stand ein Musiker zur politischen Welt. Taub in seiner Hellhörigkeit. Wahrscheinlich war ich noch ein Kind, als ich schon ein sieghafter Mann geworden. Gerade durch meine frühen Erfolge wurde ich der versöhnenden Macht meiner Kunst ganz sicher. Daheim war ich es lange gewöhnt, über die Brücke von Volk zu Volk zu gehen — Engländer bewunderten mich, Amerikaner wurden meine Schüler. Aber später als alle Genossen kam ich ins Ausland. Ein heiliger Instinkt warnte mich davor, den Boden meines Wachstums zu verlassen. Ich hatte, ohne ärmliche Wünsche zu haben, wenig Sinn für Geld. Als ich den Drängenden schließlich nicht mehr ausweichen konnte, kam der Geist meines Vaters in mir hoch, und ich verließ die Welt meiner Mutter. Nicht nach London trieb es mich, sondern nach Paris. Es kam mir nicht auf kühle Kennerschaft, sondern auf das Wunder der Versöhnung an.

So kam ich im Mai 1909 in die Stadt der Germaine Lenoir. Ich habe hier ausführlich den Weg nach Paris geschildert. Es galt mir die eigene

Klärung. Nun klopft mein Herz. Nun muß ich die Straße der „Erzählung" verlassen. Querfeldein werde ich laufen — tupfen — nennen — schreien — aufblitzen lassen — Dinge und Deutung. ... Ach, es sind nur noch Bilder, Ballungen im Chaos des Unbegreiflichen! ... Wenn ich gewußt hätte ... Wenn ich den Weg gekannt hätte ... Es grinst der Tag, wenn der Wahn der Nacht vorbei ist ... Geblendet, zerschunden, lächerlich stehen wir da. —

Mit wenig Worten — — ich hatte es gut, als ich nach Paris kam. Das erste, große Beethovenfest erwartete mich. Mein junger Ruhm führte mich überall ein, ich kam in die ersten Häuser, wo deutsche Musik gepflegt wurde. Ich durfte spielen, privat und öffentlich. Und diese Stadt — diese unfaßliche Stadt unter dem Stern Beethoven ...

Es ist so grausig und so schön — jetzt kann ich nicht davon sprechen, zu deutscher Jugend nicht. Ich verstand damals Mozart, ich verstand Wagner. In St. Cloud, über der Seine, Paris unter mir, schrieb ich das Menuett, das Germaine zu Tränen rührte. Aber ich schrieb es ja selbst, ich Tor . . . Genug. Noch dies: die Sätze meiner Sinfonie in A dur danke ich Luxembourg und dem Denker von Rodin und der Sainte chapelle.

Ja, es war eine Versöhnung. Lächerlich, wie

konnte man Krieg führen? dachte ich oft in jenen Maitagen. Und ich kam zu Germaines Vater — er war der große Verfechter deutschen Musikgeistes in der Franzosenstadt. Ein Vollblutfranzose. Niedergerungen hatte das Beste meiner Rasse seines Blutes dunkle Gewalten. Er war nicht schöpferisch — ich war es, und so konnte ich später nicht in den Sumpf des Hasses sinken, wie er. Kein Mensch hat mich so arglistig und doch so naiv getäuscht, wie er.

Sein Kind, sein wunderschönes Kind, liebte mich in meiner Kunst. Das fühlte ich — hierin wurde ich nicht getäuscht. Meine Leidenschaft wagte sich zu ihr auf der himmlischen Brücke der Töne. Dort oben stand ich als Mensch lange, lange, von Schwindel erfaßt. Vielleicht bin ich nie hinübergekommen. Ich habe auch nie erfahren, ob meine Anbetung ihre Demut vor Gott traf, sie emporhob zur Höhe des Menschentums im Weibe, oder ob sie sich — ich muß es sagen — es gibt kein anderes Wort — ob sie sich nur dadurch geschmeichelt fühlte.

Germaine war Alles und Nichts. Germaine war die Erfüllung des Traumes, den mein armer Vater träumte. Germaine war das Schicksal meiner armen Mutter. Mein Schicksal war sie nicht, denn ich hatte die Kunst. Aber sie wollte sein, was sie nicht werden konnte. Aus diesem

Trotz, aus dieser Enttäuschung erwuchs unser Kampf. Es war auch der zerfleischende Blutkampf unserer Völker.

Versteht man mich? Ich kann nur sagen, daß meine Braut meine Musik wurde. Frankreich suchte ich mit allen meinen Sinnen. Endlich glaubte mein Inhalt sich die Form zu bauen. Jeder Schritt von Germaine, jedes Winken, jedes Lachen, jeder Blick — ich dankte ihr, daß sie da war — nicht Gott. Ich war namenlos glücklich.

Wir wollten in Deutschland leben — sie war dazu bereit. Ihr Vater nickte wohlgefällig, wenn von Deutschland die Rede war. Er war nur Musiker, er meinte unsere Musik. Ich aber wußte, daß seine beiden Brüder bei Sedan gefallen waren. Bei diesem Gedanken graute mir oft — sogar, wenn wir mit altem Bordeaux anstießen.

Aber wir blieben noch in Frankreich. Wir heirateten in Frankreich. Unsere erste Seligkeit war auf dem Lande bei Paris. Das leidenschaftlich-unschuldige Genießen des Franzosen à la campagne ist ein unvergeßliches Wunder. Auch Germaine zeigte es mir. Wir trieben uns wie Kinder umher. Heidnische Kinder. Aber Germaine zog mich auch plötzlich in die Dorfkirche, und ich mußte mit ihr beten. Oft sprach sie zu mir von ihrer Mutter, der früh verstorbenen — es war, als ob sie kostbaren Schmuck in eine Truhe legte.

In jener Gegend liebte man das Eselreiten. Ich machte Germaine gern die Freude, auf einem bockigen Tier zu reiten und mich sogar abwerfen zu lassen. Sie lachte toll. Dann aber führte sie wieder ein ruhiges Tier, auf dem ich saß, und sagte: „Auch Christus kam auf einem Esel."

Wir verließen Frankreich ahnungslos — wir glaubten an kein Gewitter. Noch einmal spielte ich Beethoven bei Germaines Vater. Er umarmte mich, und der Bund schien ewig geschlossen. Dann fuhren wir durch die Morgendämmerung von Paris, an frischen Gemüsebauern und übernächtigen Dirnen vorüber, zum Bahnhof. —

Germaine wurde in meiner Heimat bewundert. Das trug sie, das genügte ihr lange. Ich genoß den Stolz auf mein schönes Weib, ich kurzsichtiger, unansehnlicher und sicherlich etwas komischer Struwelpeter. Wer mich nicht als Künstler kannte, brauchte mich nicht ernst zu nehmen — das war mir bewußt. Aber der Fluch des Deutschen und sein Höchstes ist der Glaube an den Inhalt. Hört es, ihr Jungen, tragt es, aber laßt nicht davon ab! Das Deutsche ist aus der Welt nicht fortzudenken...

Ich ging in die Schlingen des Schicksals und wußte es nicht. Ich war überzeugt, daß Ehe nur Inhalt brauchte, und sättigte mein Weib mit einer Speise, deren sie überdrüssig werden mußte. Das

war mein Fehler, nicht mein Vergehen. Ich erkenne ihn und gebe ihn zu.

Germaine genoß als Materie, was mir die geistige Erbauung war. Sie betrachtete ihre völlig fremde Wesenheit in einem deutschen Spiegel. Es war eine Abwechslung. Sie trank das Gefäß aus — als sie den Boden sah, warf sie es fort.

Sie warf mich schon fort — ich kann es kaum niederschreiben, aber ich muß, ich muß — — sie tat es schon, als ich sie noch mit beiden Händen umklammert hielt. Ja, ich will mir klar werden, wenn ich mich auch zerfleische — jetzt will ich mir klar werden! Mit ihren wunderbaren gallischen Augen, die bald schwarz, bald grün leuchteten, starrte sie mich fragend an, als ich glaubte, daß es nichts mehr zu fragen gab. — „Was willst du?" hörte ich sie flüstern. — Ich küßte sie: „Jetzt nichts mehr. Ich habe alles." — „Nein, du hast nichts!" Und sie machte sich von mir los.

Der erste Schlag wurde gegen meine Liebe geführt, als ich von einem furchtbaren Rätsel wußte: es war ihr willkommen, daß sie nicht Mutter werden konnte. Sie glich einem Schuldner, dem man einen großen Teil der Schuld erläßt. In mir blieb dumpfer Schmerz, denn ich hatte keinen lieberen Gedanken gehabt, als Vater zu werden. Dafür hätte ich meine Kunst hingegeben. Mein Kind wäre mein bestes Werk geworden.

Bei ihm, der Vatergüte ohnegleichen hatte und doch kinderlos blieb, bei Beethoven suchte ich Trost. Ich hoffte auch, in ihre Seele mildes Friedenslicht zu bringen. Aber sie stand plötzlich hinter mir und legte ihre Hände auf meine Hände. Die ihrigen konnten sehr hart sein, trotz der kindlichen Grazie — sie trugen Katzennägel, und ich spürte die Stiche in meiner Haut. — „Warum spielst du nichts Französisches? Es gibt auch französische Musik!" — „Das weiß ich, Germaine. Aber jetzt kann ich nur deutsche spielen." — „Deutsche ist gut, aber langweilig." — „Das glaubst du ja selbst nicht." — „Doch, doch. Sie ist so ‚tief'. Ihr seid alle so tief. Das will ich nicht. Ich will tanzen, singen, fröhlich sein!"

Sie glaubte, in strotzender Kraft vor mir zu stehen, und ich sah sie doch so beraubt. Es trieb mir Tränen in die Augen. Da warf sie verächtlich den Kopf herum und lief fort.

Abends sah ich sie mit starrem, bösem Blick im Bett liegen. Ich beugte mich über sie. — „Germaine," sagte ich bittend. — „Du irrst. Du bist tief — ich nicht. Du bist das Leben, die Sphinx und die Quelle des Lebens..."

„Nichts bin ich! Unsinn! Du bist ein Philosoph!"

„Schilt mich nur. Wenn ich vor dir ein Philosoph bin, bin ich auch ein schlechter Kerl."

„Laß mich!"
„Germaine —"
„Ich hasse dich!"

Da war das Wort gefallen. Zum erstenmal. Ich vergaß es nicht mehr. Das tiefste Grauen aber war es mir, daß ich wußte: ich würde sie immer lieben. Ich würde sie noch lieben, wenn ich sie schon haßte. Sie war mein zweites Auge, die andere Kammer meines Herzens. Wer folgte ernstlich Christi Wort, das Ärgernis auszureißen? Christus hat nicht das Weib geliebt.

Germaine aber — es war entsetzlich, ich zitterte bei der Empfindung — Germaine war fähig, Liebe zu töten, nur den Haß lebendig zu lassen. Sie war Französin, wild und ohne Gerechtigkeit. Sie wiegte sich im Zauber der Form, sie hatte nie einen Inhalt besessen. Ihr Inhalt war die Form.

Und so kam es, das Grauenhafte, Todernste vor Menschen, Lächerliche vor Gott: ich hatte eine deutsche Ehe mit ihr, sie eine französische mit mir geschlossen. Ich betrog sie von vornherein, als ich ihr nicht sagte, was ich erwarten mußte. Sie betrog mich im Verlauf, als sie das Notwendige ihrer Natur nicht aufhalten konnte.

Mein ganzes Leben lang hab' ich um Gerechtigkeit gekämpft. Ich denke, man wird es diesen Blättern anmerken. Niemals brach ich über Germaine den Stab, aber ich hörte ihn oft von un-

faßbaren Händen über mir brechen. Das ist Verzweiflung, ihr Menschen, wenn ihr Verzweiflung noch nicht kennt: ein Geschöpf verdammen und mit demselben Atemzuge seine Lieblichkeit genießen, sich abwenden müssen wie ein Mönch und zugleich der feurigste Bewunderer jedes Schrittes, jeder Regung der Geliebten bleiben. Dann lernt man ihn hassen, den Gott, der solches schuf. Dann schmiegt man den Kopf an einen Hund, weil dort Erbarmen ist und Reinheit.

Es hat mich zerrissen. Es hat mir die Treue gegen mich selbst genommen. Als ich wußte, daß Germaine mich betrog, war ich fast erlöst. Ich hatte es längst erwartet. Nur schamlos wollte ich sie nicht sehen — darum bat ich den Gott meiner Kunst. Nur nicht schamlos.

Nie kam mir die große Wut gegen den ‚Nebenbuhler'. Es reizte mich kaum, ihn zu kennen. Ich ahnte ihn nur — er war ein fades Nichts. Als ich nach ihm fahnden wollte, erfuhr ich, daß er nicht mehr der Erste war. Ich befragte einen Mann, der sein Nachfolger geworden und auch schon überholt war. Eine Pariser Komödie. Wer jetzt Geld verdienen will in Deutschland, schreibe sie! ...

Im Schmutz bin ich gewatet, hoffnungslos, ohne Beethoven. Dann kam der Krieg. Ich war zu schwach, um ins Feld zu ziehen — ich wurde Hei-

matsoldat. Aber ich wußte, daß Germaines Bruder gegen Deutschland kämpfte. Dennoch hoffte ich jetzt in großer Zeit irgendwo ein Zusammenstehen mit ihr. Ein entsetzlicher Brief ihres Vaters kam — er verfluchte mein Volk und meine Musik und warf mir vor, daß ich Germaine in Deutschland festgehalten hätte, als ich schon von dem nahenden Kriege gewußt. Er erfrechte sich, mich den Dieb seines Kindes zu nennen. Dennoch blieb er mir ihr Vater. Ich sah einen alten Mann im Wahnsinn der Zeit. Ich erklärte Germaine, was ich zu erkennen glaubte. Ich hoffte auf Versöhnung, ich tröstete sie über das Schicksal ihres Bruders.

„Schlimm ist es, daß er gegen das Volk kämpfen muß, dem du jetzt gehörst."

„Ich gehöre euch nicht!"

„Das mußt du mit dir ausmachen, Germaine. Deutschland hat dir nur Liebe entgegengebracht. Ich bin jedenfalls in allem Leid noch froh, daß ich nicht deinem Bruder gegenüberzustehen brauche." Sie blitzte mich so schrecklich an, daß ich mein Gesicht verbrannt fühlte.

„Das macht dich froh?" schrie sie gellend. „Das macht dich froh?! Nun, ich wünsche das Gegenteil."

Da hob ich die Faust. Ich schlug nicht zu. Es war das eine Mal. Lange zerriß mich die Scham.

Sie aber schien mich darnach zu achten und wurde stiller, gefügiger.

Die Kriegsjahre verrannen. Über dem wilden Wechsel der Lüge und der Siege stand mir die schwarze Gewißheit: aussichtslos. Immer klarer wurde mir unser Fehler, unsere Verblendung, unser Schicksal. Immer stärker aber glaubte ich auch an unser Unverlierbares.

Germaine durfte ich nicht sagen, daß ich Deutschlands Sache für verloren hielt. Sie hätte triumphiert und meine letzte Hoffnung mit Füßen getreten. Ich sah an neuen Ufern einen neuen Tag! Ich reichte großen Ahnen die Hände! Sie aber wollte mich nur im Staube sehen.

Da kam ich eines Abends heim, ich armseliger, schmutziger Landsturmmann, und setzte mich zu ihr und sagte, ihre Hände haltend: „Germaine, die Entente wird siegen, aber es ist kein Sieg, es ist nur ein Völkerschicksal. Richte mich doch auf. Gib mir doch etwas Trost in mein müdes Herz. Ich bin das Geschöpf eines Menschenalters voll Kurzsichtigkeit, Überhebung und Irrtum. Aber die herrliche Geschichte meines Volkes ist dieses Menschenalter nicht. Gab ich dir nicht Wagner? Gab ich dir nicht Beethoven? Du sollst mir gewiß nicht dafür danken, aber du sollst gerecht sein gegen mich. Ich bin nur ein verirrter Erbe, wie du, wie ihr, wie diese ganze, furchtbar entblößte ‚Kultur-

welt'. Schämen wir uns doch gemeinsam, Germaine. Und bauen wir gemeinsam wieder auf. Wir Künstlermenschen wissen es besser, als die Wirklichkeitsmenschen, daß Gott sich nicht verwandelt, wenn er in einer anderen Sprache angerufen wird. Gott ist die Liebe überall. Hasse mich nicht mehr, Germaine. Ich wollte dich niemals hassen."

So sprach ich zu ihr, und zum letzten Mal regten sich meine Flügel. Sie aber stieß mich, daß ich taumelte und sprang auf. Dann rief sie bleich, mit flammendem Munde: „Die Hauptsache ist, daß ihr untergeht!" —

Ich verließ sie und habe sie nicht mehr gesehen. Ihre letzten Worte klangen in mir nach, wie die Stimme Satans, die dem Chor unserer hungernden Kinder antwortet. Jetzt liebte ich sie nicht mehr. —

Aber ich bin ein Deutscher und kann ohne Liebe nicht leben. Deshalb lasse ich die Heimat denen, die sich nicht verirrt haben, wie ich, und hoffen dürfen. Sie werden siegen ohne Fluch und Mord. Sie werden stärker bleiben als Frankreich. Sie werden vielleicht Ahnen derer sein, die das Märchen vom Erbfeind begraben. Ich aber lasse ihnen meinen Platz und gehe in das Land, das keinem gehört. Es gehört uns allen. Unter der Sonne, in einem Walde, in einer Höhle —

irgendwo. Absterben will ich und mich reinigen, büßen die allgemeine Schuld. Ich werde kein Weltbürger, ihr Kommenden. Weltbürger kann der Deutsche nur sein, wenn er die Seele seines Volkes hinausträgt und heimkehrt zu seinem Volk.

Georg Hirschfeld.

Die Weltgeschichte.

Es ist eine alte Erfahrung, daß bei unedlen Naturen im Glück Begehrlichkeit aufschießt, und daß Unglück veredelt. Aus diesem Grunde können wir Deutschen die innere Ruhe finden, die das gute Gewissen dem Unglück verleiht. Der Erzschelm Till Eulenspiegel weinte, wenn es mühelos bergab, und lachte, wenn es im Schweiße bergauf ging: er sah den Berg über dem Tal und das Tal hinter dem Berg. Es liegt ein Korn Wahrheit in seiner Narrheit.

Unser Tröster ist die Zeit und die Geschichte. Wer zuletzt lacht, lacht am besten. Die Geschichte läßt sich nicht betrügen, sie erkennt und wertet mit unfehlbarer Sicherheit. Je höher und ferner von den Ereignissen, um so schärfer ihr Blick. Sie schält aus, sie macht der Hüllen ledig, sie stürzt das Unrecht und erhebt das Recht.

Sie lächelt über die törichten Versuche, Ländereien aufbauen zu lassen durch Menschen, die kraft ihrer Menschenwürde das Recht haben, frei und in der Heimat zu sein, während die Peitsche auf ihren Rücken niederfällt. Auf diesen Arbeiten ruht kein Segen, sie werden zerfallen und anderes mit sich reißen.

Die Geschichte lächelt über die kurzsichtigen Augen von Siegern, die den Hunger hervorrufen und dazu gebrauchen, um ihrer Habgier zu frönen und uns ein Ja und Amen abzupressen zu Dingen, die nicht geschehen sollten und Unrecht bleiben in alle Ewigkeit. Ein Hauch, und alles ist verweht. Ohne Waffen, ohne Gewalt. Rein durch die innere Kraft des Rechts gegenüber dem Unrecht.

Sie lächelt über die Anstrengungen, die Schuld selbstherrlich abzumessen und auf unsere Schultern abzuladen, ohne Prüfung alles Gewordenen und Geschehenen. Es ist zu durchsichtig und dem Unbefangenen verdächtig, als ob Grund bestehe, eigene größere Schuld zu verdecken. Wer ganz sauber unterm Brusttuch ist, vermeidet den bösen Schein. Sie lächelt auch über Sprüche und Gebote, die Land, das uns gehörte nach Art und Recht, am Rhein, an der Saar, am Meere, ob es Elsaß, Kehl oder Danzig heißt, sich aneignen. Die Geschichte sieht heute schon, daß Diebstahl nicht Eigentum wird, auch wenn tausend Vorwände und Beschönigungen genommen, Abstimmungen erschlichen und das Recht gebeugt wird. Sie werden ihres Raubes nicht froh. Das Eigentum kehrt eines Tages zum Eigner wieder, ohne Gewehr, ohne Gewalt, einfach aus der sittlichen Notwendigkeit des Rechts.

Sie lächelt auch über Verleumdungen.

Wenn man auf unsere Feinde hört, so sind wir Ausbünde von Schlechtigkeit. Ausgeburten der Menschheit, es ist kein guter Faden an uns. Sie aber, und alle, die ihnen folgten — ihr Dunstkreis heiligt —, sind Sendboten des Himmels, gut, gerecht, allein wahr, unschuldig wie neugeborene Kinder und schneeweiße Lämmlein; ihr Sieg war ein Gottesgericht. Selbst die Hölle könnte stutzig werden: wer so Licht und Schatten verteilt, Licht ohne Schatten, Schatten ohne Licht, verstößt gegen Naturgesetze und hält den Teufel für dümmer als er ist.

Die Geschichte lächelt über die Possen der Menschen, die glauben, ihr selbst Komödie vorspielen zu können, und Frieden und Gerechtigkeit im Munde führen, wo ihr Herz erfüllt ist von der Gier, den anderen zu demütigen und nur selbst groß und mächtig zu werden. Arme Feinde! Es wird nicht lange dauern, bis die Schleier zerreißen wie Spinnweben und der Nebel verschwindet, den ihr um uns gebreitet habt. Es gab eine Stunde, da die Menschen zu Brüdern werden konnten, eine heilige Stunde, da ein hoher Geist die Bande lösen und die irdischen Dinge mit sich emporheben konnte. Der Augenblick wurde verpaßt. Tiefer als zuvor versanken die Herzen in ihre Klammern. Arme Erde!

Schade, wir sahen euch früher in reinerem Licht; wir hatten Achtung vor den Gegnern. Es sind Flecken auf eurer Ehre, die keine Hand mehr abwäscht.

Die Geschichte lächelt und zeichnet auf, was bis heute geleugnet wurde: aus ihrem Gebaren geht klar hervor, wie ungeheuer wir unseren Feinden imponiert haben, vor und während des Krieges. Es ist ein unfreiwilliges Zeugnis für Tüchtigkeit, Tapferkeit, Heldentum, man hat den Löwen so gefürchtet, daß man den Erdball gegen ihn aufbot. Ist es eine Schande, daß er erlag?

Wir aber, die wir im Unglück sind, gehen unserer Wege und schaffen an uns, daß wir die Tage tragen und in Wahrheit uns veredeln. Über allem Menschenwerk steht die Hand des Schöpfers. Wir sind jetzt stumm und ohnmächtig und gehen durch die finstere Nacht — ruhig, weil wir in der Tiefe des Abgrundes leben und es für uns nur noch ein Herauf, kein Hinunter mehr gibt. Aber wir wissen, daß der Tag kommt, nach dem alle mißhandelten Völker sich sehnen, an dem wir gerechtfertigt stehen und das Licht durchgebrochen ist, ehrlicher und schmerzhafter erworben und darum beständiger als jemals, seitdem es eine deutsche Geschichte gibt.

Ludwig Finckh.

Die kommende Sonne.

Es brennt in meinem Hirn
ein Traum mit gärender Glut,
wie hinter Vesuvius' Felsenstirn
der Erde fieberndes Feuerblut.
Ich träume die kommende Sonne.

Und wie des Meeres Flut empor
zum lockenden Monde schwillt,
wallt meine Seele schmachtend
dem angebeteten Traumgebild
entgegen der kommenden Sonne.

In stummer Nacht, dem weichen Arm
der trägen Ruh entwunden,
wälz' ich mich mit heißem Sehnen,
fülle mit Grübeln zögernde Stunden;
ich harre der kommenden Sonne.

Vom Lager fahr' ich wild empor,
wissende Bücher aufzuschlagen.
Ihr starren Züge, laßt mich lesen:
Wann wird umnachteten Völkern tagen
die selig machende Sonne?

Es treibt mich auf die Gassen hinaus;
da atmen die Gassen Moderluft;
ein steinerner Sarg jedwedes Haus,
die Stadt eine riesige Gruft.
Erbarme dich, kommende Sonne!

Und schaudernd durch das Tor der Gruft
flücht' ich hinaus auf offenes Feld
und spähe, ob die finstre Luft
nicht endlich Morgengrau erhellt.
Ich ahne die kommende Sonne.

Und sieh, des Lichtes Halme schießen
empor vom fernen, dunklen Lande —
wie hinter schwarzem Schildesrande
blutige Speere sprießen.
Das sind die Speere der Sonne!

Da weicht der Drache der Verwesung
von seinem Nest, der Völkergruft;
er faltet die zackigen Flügel
und kriecht entsetzt in seine Schluft.
Preis dir, siegende Sonne!

Nun taucht aus rosenbesätem Gewölk
empor der rollende Feuerball.
Da zittert die Erde, da bersten
die Riesensärge mit Donnerschall.
Preis dir, erlösende Sonne!

Die toten Völker stehen auf
und baden im golden strömenden Licht;
die Leiber blühen schön und stark,
und geistig strahlt das Angesicht.
Preis dir, erweckende Sonne!

Die Erde schimmert wie eine Braut
im Schmuck der Blumen und Seen;
hinter üppig grünenden Hainen
Marmorhäuser erstehen.
Preis dir, verklärende Sonne!

Und aus den Toren der Marmorstadt
wallt des Volkes festliche Schar,
bringt Fahnen, selige Lieder,
trunkene Blicke zum Opfer dar
der entzückenden Göttin Sonne...

So brennt in meinem Hirn
der Traum mit gärender Glut,
wie hinter Vesuvius' Felsenstirn
der Erde fieberndes Feuerblut.
Ich träume die kommende Sonne.

Bruno Wille.

Deutsche Dichter, werdet euch bewußt, daß man heute mehr von euch erwartet, als süße Träumereien und zierliche Stil-Kunststücke! Das Vaterland in seiner tiefsten Not ruft alle, alle an die Front. Solange Deutschland stöhnt in Schmach und Sklaverei, gehört die Kunst dem *Kampf* um Freiheit, Ehre, Recht! Solange euer Volk noch Ketten tragen muß, vergeßt in keinem Buch die Schande von Versailles! Wer seine höchste Pflicht in *dieser* Zeit versäumt, mag Dichter sein — vielleicht — ein *Deutscher* ist er nicht!

Quellenverzeichnis.

Reinhold Eichacker: „Schmach" und „Angst", aus dem Roman „Horst Willmann — Der Namenlose". (Universal-Verlag. München 1921.)

Ludwig Finckh: „Weltregent" aus „Vaterländische Kriegslieder", Privatdruck; „Weltgeschichte" und „Die Völker" aus „Hindurch mit Freuden". (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.)

Paul Langenscheidt: „Vermächtnis" aus „Im Blütenschnee", 3. erw. Aufl. (Verlag Dr. P. Langenscheidt, Berlin W 15.)

Börries Frhr. v. Münchhausen: „Das Ende" und „Auswendig lernen" aus „Beeren-Auslese". (Verlag Egon Fleischel & Co., Berlin. 1920.)

Ewald Gerhard Seeliger: „Die Zerstörung der Liebe" aus dem Roman „Die Zerstörung der Liebe". (Georg Müller Verlag, München. 1920.)

Inhaltsfolge.